# Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang XI.

1896. 1896.

Herausgegeben und redigiert

von

**A. Mayer-Wyde.**

20. Band, 4. und 5. Heft.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Generaldebit für den ausländischen Buchhandel bei **Wilhelm Braumüller**, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler, Wien und Leipzig.

# Inhalt.



Die colorierte Wappenabbildung zum Artikel „Das erzherzogliche Wappen und seine Entstehung" wird dem nächsten Hefte (6) beigegeben.

# Der österreichisch-ungarische Ausgleich.

Eine geschichtliche, staatsrechtliche und volkswirtschaftliche Studie.

Von **Prof. Dr. J. H. Schwicker**, Mitglied des ungarischen Reichstages.

Budapest. (Fortsetzung.)

Diese Gesetzartikel I und II von 1722/23, welche man die „Ungarische Pragmatische Sanction" nannte, enthalten nun die Anerkennung der weiblichen Thronerbfolge und die Bestätigung dessen, dass Ungarn nur nach constitutionellen Gesetzen regiert werden dürfe und nicht nach fremden Normen und Regierungsformen. Aber sie besitzen auch für die staatsrechtlichen Beziehungen zwischen Ungarn und den übrigen habsburgischen Erbländern große Wichtigkeit.

Der Gesetzartikel I vom Jahre 1722/23 constatiert im Eingange „die väterliche und huldreiche Zuneigung Sr. geheiligten k. k. Majestät" für die auf dem Landtage „kaum jemals so zahlreich versammelten" Stände, ferner des Königs „Sorge für die Erhaltung und Vermehrung des Länderbestandes des Königreiches Ungarn", desgleichen „für die Herstellung einer für alle Fälle und insbesondere auch gegen fremde Gewalt ausreichenden Vereinigung (unio) mit den benachbarten Königreichen und Erbländern und für die Aufrechterhaltung der inneren Ruhe". Die Stände sprechen für diese „bewiesene väterliche und huldvolle Zuneigung" sowie für des Königs persönliches Erscheinen in ihrer Mitte ihren ehrfurchtsvollen Dank aus. Ganz vorzüglich danken sie aber Sr. Majestät auch deshalb, weil der König „ohne eine vorausgegangene unterthänigste Bitte der getreuen Stände aus reiner

väterlicher Zuneigung zu denselben den gesammten Ständen des Erbkönigreiches Ungarn und der damit verbundenen Länder, Reiche und Provinzen die Aufrechterhaltung aller ihrer verfassungsmäßigen und anderen Rechte, Freiheiten, Privilegien, Immunitäten, Gebräuche, Prärogative sowie der bereits bestehenden und auf dem gegenwärtigen Landtage oder auch in Zukunft auf Landtagen zu erlassenden Gesetze zu versprechen und jedes derselben einzeln zu bestätigen geruht habe".

Das Gesetz enthält in den Paragraphen 1 und 2 die am 30. Juni 1722 erfolgte landtägliche Declaration, dass „auch das weibliche Geschlecht des Durchlauchtigsten Hauses Österreich bis zum Aussterben desselben und seiner Nachkommen durch einen einhelligen und freien Beschluss der gesammten Stände zur Nachfolge in der königlichen Krone von Ungarn und den zu derselben heiligen Krone gehörenden Ländern berechtigt erklärt" und von Sr. Majestät angenommen und bestätigt worden ist. „Diese Erbfolge," heißt es im § 3 desselben Gesetzes, „wird in Bezug auf die heilige Krone des Königreiches Ungarn nach demselben Rechte der Erstgeburt wie bei dem männlichen Geschlechte in Gemäßheit der in den übrigen Erbkönigreichen und Ländern Sr. geheiligten Majestät in und außer Deutschland durch Allerhöchstdieselben bestimmten, festgesetzten, kundgemachten und angenommenen Ordnung ohne Unterschied und unter Bevorzugung des männlichen Geschlechtes bei gleichem Verwandtschaftsgrade in derselben Linie geregelt, gewahrt und gesichert." Demzufolge solle (§ 4) „jeder weibliche oder männliche Erbe, welcher in Gemäßheit der erwähnten, im Durchlauchtigsten Hause Österreich anerkannten Ordnung der Erstgeburt Erbe der genannten Königreiche und Länder des Durchlauchtigsten Hauses Österreich wird, infolge ebendesselben Rechtes der Nachfolge für diesen und alle künftigen Fälle als unzweifelhafter König von Ungarn und der damit verbundenen Königreiche und Provinzen, welche ebenfalls als untrennbar anzusehen sind, anerkannt und gekrönt werden".

Noch eingehender behandelt und bestimmt die weibliche Erbfolge der Gesetzartikel II vom Jahre 1722/23, in welchem nach der Berufung auf die „vielen und großen ruhmvollen Thaten" der Könige Leopold, Josef und des regierenden Königs Karl zur „Erhöhung der Staatswohlfahrt und zu immerwährendem Heile der getreuen Unterthanen im Kriege und Frieden" namentlich darauf verwiesen wird, dass hierdurch „nicht nur das erbliche Königreich Ungarn und alle damit verbundenen

Nebenländer in dem Länderbestande, auf welchen sie durch Allerhöchstderen Vorfahren gebracht wurden, erhalten", sondern dieser Segen „bei Gelegenheit des letzten Türkenkrieges (1716 bis 1718) nach muthvollem Kampfe gegen den wüthenden Andrang der Feinde durch die Kraft der siegreichen, vom Glücke gekrönten Waffen auch auf die damit verbundenen Königreiche und Länder (Serbien, Bosnien, Kleine Walachei) ausgedehnt worden ist". Um außerdem „allen inneren Aufregungen und den Übeln eines Interregnums sorgsam vorzubeugen" (§ 2), sowie „aufgemuntert (§ 3) durch löbliche Beschlüsse ihrer Vorfahren" und (§ 4) „beseelt von dem Wunsche, sich gegenüber der geheiligten k. k. Majestät, ihrem huldvollsten Herrn, dankbar und getreu in aller Ehrfurcht zu beweisen", beschlossen die Stände (§ 5), dass „im Falle des Aussterbens der männlichen Linie Sr. geheiligten k. k. Majestät das erbliche Recht der Nachfolge in dem Reich und der Krone von Ungarn und den dazu gehörigen Ländern und Reichen, die bereits mit Gottes Beistand wieder gewonnen worden sind und in Zukunft wieder gewonnen werden, auch auf das weibliche Geschlecht des Durchlauchtigsten Hauses Österreich" und zwar ausgedehnt werde „zunächst auf die Nachkommen Sr. erhabenen jetzt regierenden geheiligten k. k. Majestät" (Karl), dann in Ermanglung solcher (§ 6) auf jene des verstorbenen Kaisers Josef und, „wenn es an solchen fehlen sollte (§ 7), auf die Nachkommen des verstorbenen Kaisers Leopold und jene Erzherzoge von Österreich ohne Rücksicht des Geschlechtes, welche die Nachfolger derselben sind und der römisch-katholischen Kirche angehören, in Gemäßheit des Rechtes der Erstgeburt, wie es von Sr. Majestät auch in Allerhöchstderen übrigen Königreichen und Ländern eingeführt worden ist, welche nach dem vorerwähnten Rechte und Ordnung untrennbar und unauflösbar miteinander und zugleich mit dem Königreiche Ungarn und den damit verbundenen Ländern, Reichen und Provinzen von den erwähnten Erben erblich besessen, regiert und beherrscht werden sollen".

Zugleich anerkennen die ungarischen Stände die österreichische Erbfolgeordnung (§ 8) und setzen die bisher in Ungarn giltigen Thronfolgegesetze vom Jahre 1687 und 1715 außer Kraft (§ 9), bestimmen jedoch (§ 10), dass die hierdurch anerkannten Thronerben beiderlei Geschlechtes verpflichtet seien, auch in Zukunft bei Gelegenheit der Krönung die verfassungsmäßigen Freiheiten und Prärogative der Stände des Königreiches Ungarn anzuerkennen und zu bestätigen, und endlich behalten (§ 11) die Stände „sich erst für den Fall des gänzlichen Aussterbens gedachter Linien das uralte, genehmigte und anerkannte

Vorrecht der Stände in Bezug auf die Wahl und die Krönung ihrer Könige vor".

Der Gesetzartikel III vom Jahre 1722/23 bestätigt in Erwiderung der großen Gewährungen der Gesetzartikel I und II die Rechte, Prärogative und Freiheiten der Stände des Königreiches Ungarn und der damit verbundenen Nebenländer mit der Verpflichtung, dass auf gleiche Weise die künftighin gesetzmäßig zu krönenden Könige Ungarns diese Stände ebenfalls bei denselben Vorrechten, Immunitäten und Gesetzen unversehrt erhalten werden.

Diese drei Gesetzartikel von 1722/23, welche am 19. Juni 1723 die Allerhöchste Sanction erhielten, bilden die staatsrechtliche Basis der heutigen Verfassung der österreichisch-ungarischen Monarchie; sie sind der Grundstein, auf welchem seitdem die Monarchie im Innern ausgestaltet, nach außen befestigt worden ist. Schon aus dieser geschichtlichen Thatsache geht die ungemeine Wichtigkeit dieser Staatsgrundgesetze hervor. Prinz Eugen von Savoyen hatte bereits unter dem 3. November 1720 an den Fürsten Salm geschrieben: „Ich bin sehr beruhigt über die glückliche Beendigung dieses wichtigen Gegenstandes, von dem doch sowohl jetzt schon als noch mehr für die Zukunft das innere Wohl des österreichischen Erzhauses ganz allein abhängt...; denn gehen einmal die Niederlande verloren, so macht Ungarn die Grundlage der österreichischen Monarchie aus. Ich habe zu meiner Beruhigung hierdurch erfahren, dass die ungarische Nation eine der allerschönsten Eigenschaften besitzt, indem sie kein Opfer für zu groß hält, das sie nicht der Aufrichtigkeit, die man in sie setzt, zur Erkenntlichkeit gleichsam entgegensetzt."

Welch hohen Wert der Kaiser und König Karl selbst auf die Schaffung und Anerkennung dieser Gesetze gelegt, haben wir schon aus den Bemühungen ersehen, welche der Monarch und seine Rathgeber auf das Zustandekommen derselben verwendeten. Man nennt diese Fundamentalgesetze insgesammt die „Pragmatische Sanction", eine Benennung, welche der am 19. April 1713 proclamierten österreichischen Erbfolgeordnung erst im Jahre 1724 beigelegt wurde. Damals gab man dieser protokollarisch aufgenommenen Erklärung die Form eines Staatsgesetzes in dem kaiserlichen Rescripte vom 6. December 1724, das den Titel führt: „Sanctio pragmatica und beständiges Gesetz wegen der Successions-Ordnung, Erbfolge und untheilbaren Vereinigung Ihrer kays. und königl. katholischen Majestät Königreiche, Provinzen und Erblande."

Die „Sanctio pragmatica" war im Jahre 1724 bereits von den Ständen der erblichen Königreiche und Länder nahezu ausnahmslos als immerwährendes Staatsgrundgesetz anerkannt; aber die Sorge des Kaisers und Königs war durch diese „staatsrechtliche" Garantie der Untheilbarkeit seiner Länder und der festgestellten Erbfolgeordnung noch nicht beschwichtigt. Der Kaiser und König glaubte nämlich eine völlige Sicherung dieses Fundamentalgesetzes seiner Staaten erst dann erlangt zu haben, wenn er es überdies durch Verträge und Bündnisse unter den Schutz der europäischen Staaten gestellt hätte.

Die Erwerbung der völkerrechtlichen Garantie der Pragmatischen Sanction von Seite der fremden Potentaten bildete während der beiden letzten Decennien der Regierung Karls den Kern der österreichischen auswärtigen Politik. Ein näheres Eingehen auf die hierauf Bezug nehmenden Unterhandlungen, Beschlüsse und Tractate sowie auf die großen Opfer, welche der Kaiser und König Karl diesem Gegenstande seiner Hauptregierungssorge brachte, liegt nicht in unserer Absicht.[1]) Dass all die Mühen und Opfer den ruhigen Regierungsantritt der Thronerbin Maria Theresia nicht zu sichern vermocht haben, lehrt die Geschichte. Prinz Eugen hatte völlig recht, als er kurz vor seinem Tode († 25. April 1736) schrieb: „Die Pragmatische Sanction erhält nur dann ihre Wirkung, wenn der Staat sowohl die politische als militärische Kraft hat, sie zu handhaben." Ein wohlgeschultes Kriegsheer und ein gefüllter Staatsschatz boten bessere Garantien als alle Versprechungen und Verträge.

In staatsrechtlicher Hinsicht war die Anerkennung der Pragmatischen Sanction durch die ungarische Legislative von weittragender Bedeutung. Vor allem muss jedoch bemerkt werden, dass diese gesetzliche Anerkennung keineswegs als die einfache Inarticulierung der österreichischen Erbfolgeordnung vom 19. April 1713 zu betrachten ist;[2]) denn die ungarische Pragmatische Sanction ist kein souveräner Act eines absolutistischen Herrschers, sondern ein zwischen Krone und Landtag vereinbartes constitutionelles Gesetz. Die österreichische Erbfolgeordnung ist nur an die Untheilbarkeit und Unzertrennlichkeit der österreichischen Länder geknüpft; das ungarische Gesetz macht außer-

---

[1]) Eine anschauliche Übersicht gibt Dr. A. Wolf, l. c., S. 45 ff.

[2]) Wie dies irrthümlicherweise auch Dr. W. Lustkandl in seinem „Österreichisch-Ungarischen Staatsrecht", Wien 1863, S. 226 behauptet. Franz Deák hat diese falsche Ansicht in seinen (ungarisch und deutsch erschienenen) „Bemerkungen", Pest 1865, eingehend und gründlich widerlegt.

dem noch andere Bedingungen geltend, nämlich die Ausstellung des königlichen Inauguraldiploms und die Leistung des Krönungseides bei der Krönung zum König von Ungarn, worin der neue Thronerbe die Rechte und Freiheiten der Stände und die Integrität des Landes beschwören muss. Aber auch in Bezug auf die Ausdehnung des Erbrechtes besteht zwischen der österreichischen und der ungarischen Pragmatischen Sanction ein bedeutsamer Unterschied. Während nämlich in der österreichischen Erbfolgeordnung die Anwartschaft auf die Regierung der ungetheilten österreichischen Erbländer nach dem etwaigen Aussterben der Nachkommen der Töchter nach den Kaisern und Königen Karl, Josef und Leopold „auf alle abstammenden Erben des Durchlauchtigsten Erzhauses" übergeht, behält das ungarische Gesetz für den Fall des Erlöschens der gesetzlichen Nachkommen nach den drei obgenannten Kaisern und Königen „das uralte, genehmigte und anerkannte Vorrecht der (ungarischen) Stände in Bezug auf die Wahl und die Krönung ihrer Könige vor". In Österreich ist sonach die gesetzliche Thronerbfolge für alle Linien des habsburgischen Hauses eine unbeschränkte; in Ungarn ist die Erbfolge auf die Linien der drei Kaiser und Könige Karl VI., respective III., Josef I. und Leopold I. beschränkt. Würden die Linien in beiden Geschlechtern aussterben, dann erhielte Ungarn das Recht der freien Königswahl zurück, und die strenge gesetzliche Verbindung mit den etwa noch vorhandenen Sprösslingen des österreichischen Erzhauses sowie mit den österreichischen Erbländern dieses Herrscherstammes, wie sie in der ungarischen Pragmatischen Sanction vom Jahre 1722/23 ausgesprochen ist, würde aufgehoben oder doch wesentlich gelockert. Niemand wird diese wichtigen Unterschiede zwischen der österreichischen und der ungarischen Pragmatischen Sanction und deren staatsrechtliche Bedeutung verkennen.

Die Ausdehnung der erblichen Thronfolge auf die weiblichen Mitglieder des Erzhauses Österreich knüpfte die Bande zwischen der erlauchten Herrscherdynastie und den erblichen Königreichen und Ländern enger und festigte dauernd die gegenseitige Zugehörigkeit. Ein Interregnum sowie ein Erbfolge- und Thronstreit waren und sind für unabsehbare Zeiten ausgeschlossen.

Diese Consolidierung der staatsrechtlichen Structur in den habsburgischen Erbländern gewann noch eine wesentliche Kräftigung durch die „geänderten Verhältnisse zwischen diesen Ländern selbst, insbesondere zwischen den österreichisch-böhmischen Erbländern und den Ländern der ungarischen Krone". Die Herrschaftsgebiete der Habsburger hatten

bisher nur zufällig jeweilig denselben Regenten; denn bis zum Jahre 1687 war in Ungarn, wie schon bemerkt, die Königswahl innerhalb der Mitglieder der Herrscherfamilie den ungarischen Ständen freigestellt; im Jahre 1687 wurde zwar die Erblichkeit des Thrones in Ungarn gesetzlich ausgesprochen, aber bloß für die männlichen Nachkommen des Kaisers und Königs Leopold I. nach dem Rechte der Erstgeburt. Mit dem Aussterben dieser männlichen Linie lebte das Recht der freien Königswahl wieder auf. Auch war es nirgends gesetzlich festgestellt, dass der König von Ungarn zugleich der Beherrscher der übrigen österreichischen Erbländer sein solle.

Das änderte nun die Pragmatische Sanction in der Weise, dass sie als Grundgesetz aussprach, derjenige, der nach der festgesetzten Erbfolgeordnung Regent über die untheilbaren und unzertrennlichen österreichischen und böhmischen Erbländer ist, solle unter einem der Erbe und Träger der ungarischen Krone sein, so dass die Länder dieser ungarischen Krone unter einem und demselben legitimen Herrscher mit den übrigen Erbländern ebenfalls untheilbar und unzertrennlich verbunden seien. Diese staatsrechtliche Verbindung wird häufig nur als eine „Personalunion" aufgefasst; wir halten diese Auffassung für nicht richtig. Die natürlichen Interessen hatten es mit sich gebracht, dass zwischen Ungarn und den übrigen Erbländern des Hauses Österreich außer der Gemeinsamkeit in der Person des Regenten schon bald nach der dauernden Herrschaft der Habsburger auf dem ungarischen Throne auch gemeinsame sachliche (politische, staatsrechtliche, wirtschaftliche) Angelegenheiten sich entwickelten und sowohl factisch als gesetzlich anerkannt und geregelt wurden.[1])

Wir haben schon weiter oben gesehen, dass im Interesse der gemeinsamen Vertheidigung gegen feindliche Angriffe von außen alle unter habsburgischer Herrschaft stehenden Länder sich der einheitlichen militärischen Centralstelle, dem Hofkriegsrathe, gefügt haben, und dass namentlich durch die Errichtung des stehenden Heeres (1715) eine gemeinsame Institution von weittragender Wichtigkeit geschaffen worden ist. Dieser Schutz und diese Vertheidigung waren ja Hauptmotive für die Wahl des Erzherzogs Ferdinand von Österreich zum König von Ungarn, und auch jetzt bei der Schaffung der Pragmatischen Sanction spielte dieses Moment eine Hauptrolle und wurde gerade von ungarischer Seite scharf betont und gefordert. Schon im Jahre 1712 hatten die ungarischen Räthe bei ihren vertraulichen Berathungen hervor-

[1]) Vgl. Salamon, l. c., S. 193.

gehoben, dass „die Stände sämmtlicher Erbländer und Provinzen durch einen besonderen Bund oder Vertrag sich einigen mögen, d. i. dass sie nur unter einem und demselben Nachfolger der weiblichen Linie leben und von ihm beherrscht und regiert sein wollen". Bei Abschließung dieses Bundes und Vertrages sollte auch festgesetzt werden, „auf welche Weise und in welchem Ausmaße jene erblichen Länder und Provinzen sowohl in Friedens- als in Kriegszeiten zur Erhaltung der in Ungarn befindlichen Kriegsheere und der Festungen beizutragen hätten; denn Ungarn sei die Schutzfeste der Christenheit, und den Nutzen des Schutzes dieser Festungen würden sie selber ebenfalls empfinden". Über ihre diesbezüglichen Entschließungen sollten die erbländischen Stände diejenigen Ungarns unterrichten. Auch das königl. Einberufungsschreiben zum Landtag für den 1. Mai 1722 weist auf die Nothwendigkeit hin, dass in Ungarn mit den übrigen Erbländern und Provinzen „durch nachbarliche und freundschaftliche Eintracht und Einigkeit die öffentliche Ruhe und der ungestörte Friede für alle Fälle dauernd begründet und demgemäß für die Existenz, das Gedeihen, den Schutz und die Vertheidigung des Landes und seiner Bewohner auf die möglich beste Weise Sorge getragen werde". In Übereinstimmung mit diesen Wünschen und Bestrebungen erklären dann die ungarischen Stände im Gesetzartikel I vom Jahre 1722/23, dass das Gesetz beitragen solle „zur Herstellung einer für alle Fälle und insbesondere auch gegen fremde Gewalt ausreichenden Vereinigung (unio) mit den benachbarten Königreichen und Erbländern und für die Aufrechterhaltung der inneren Ruhe". Ein förmlicher Abschluss von Bündnis- und Schutzverträgen Ungarns mit den übrigen österreichischen Erbländern unterblieb, nachdem der Kaiser und König Karl einer Deputation der Magnatentafel, welche diese Verträge als „Fundamentalgesetze" auffasste, erklärt hatte, dass er (Karl) für die Sicherheit des Landes sorgen werde; der Abschluss besonderer Verträge mit den übrigen Erbländern sei nicht nothwendig.[1])

Über die Bedeutung und Tragweite der im ungarischen Gesetzartikel I vom Jahre 1722/23 ausgesprochenen Union Ungarns mit den übrigen österreichischen Erbländern und Provinzen gab es in der politischen Publicistik der letzten dreißig Jahre eine lebhafte, oft heftig geführte Polemik, auf die wir nicht weiter eingehen wollen.[2]) Von

[1]) Ebendaselbst, S. 196 bis 197.

[2]) Wer sich dafür interessiert, findet diese Frage mit voller Schärfe behandelt in dem oberwähnten Werke Prof. Dr. Lustkandls und in den darauf veröffentlichten „Bemerkungen" des ungarischen Staatsmannes Franz Deák.

einer „vollendeten politisch-militärisch-ökonomischen Realunion“ zwischen Ungarn und den österreichischen Erbländern kann nach der Pragmatischen Sanction allerdings ebensowenig die Rede sein als von einer „reinen Personalunion“. Gegen die erstere Auffassung sprechen die positiven Gesetze und gesetzlichen Institutionen Ungarns; gegen die andere Anschauung die Gemeinsamkeit der Vertheidigungspflicht und der Vertheidigungsmaßregeln und nicht minder die gemeinsame Behandlung der auswärtigen Politik zwischen Ungarn und Österreich. Die Gemeinsamkeit der äußeren Angelegenheiten wurde von Ungarn durch die Gesetzartikel II und III des Jahres 1687 auch anerkannt. Die einheitliche Führung der auswärtigen Politik war schon von dem Momente an unvermeidlich, als Ungarn durch Ferdinand I. mit den anderen Königreichen und Ländern des Erzhauses Österreich in nähere Beziehung getreten war. Die ungarischen Könige waren ferner von da ab zugleich römisch-deutsche Kaiser. „Der Glanz der kaiserlichen Würde,“ sagt ein ungarischer Publicist,[1]) „verdunkelte in den Augen der Potentaten die Krone Ungarns, und die kaiserliche Macht absorbierte die bisherige Souveränität Ungarns derart, insbesondere auf diplomatischem Gebiete, dass durch Gesetze vorgesorgt werden musste, es sollten bei auswärtigen Gesandtschaften auch Ungarn in Verwendung kommen. Während also im Innern Ungarns nur durch ungarische Landesangehörige und nur nach den bestehenden ungarischen (und nach keinen fremden) Gesetzen regiert und verwaltet werden sollte, so dass Ungarn seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit in dieser Beziehung eifersüchtig festhielt, wurde die Gemeinsamkeit der Politik nach außen durch ungarische Gesetze anerkannt und bloß der Vorbehalt gemacht, dass im auswärtigen Dienste, namentlich in den Transactionen mit der Türkei, auch Ungarn verwendet werden sollen.“ Wo aber äußere Politik und Militärwesen zwischen zwei oder mehreren Staaten als dauernde gemeinsame Angelegenheiten gesetzlich anerkannt und thatsächlich in Wirksamkeit sind, dort besteht keine „reine“ Personalunion mehr.

Doch wir kommen auf diese Frage später nochmals zurück. Hier haben wir nur mehr die eine Frage zu erledigen: Welchen diplomatischen Charakter besitzt die Pragmatische Sanction? Die Frage beantwortete am zutreffendsten Franz Deák in seinem vom ungarischen Reichstage im Jahre 1861 angenommenen Adressentwurfe, worin er

[1]) Vgl. „Magyarország és Ausztria közt létező államjogi viszonyról. Irta Dr. Szabó Gyula.“ („Über das staatsrechtliche Verhältnis zwischen Ungarn und Österreich. Von Dr. Julius Szabó.“) Budapest 1885. S. 34.

sagte: „Die Pragmatische Sanction ist kein einfaches Gesetz, kein einfaches Diplom, kein octroyiertes Geschenk oder eine Zusage, sondern ein auf gegenseitiger Vereinbarung beruhender Fundamentalvertrag, in welchem einerseits unsere Ahnen zugunsten der weiblichen Erbfolge des habsburgischen Hauses feierlich jenem Rechte entsagten, dass sie mit dem Aussterben des Mannesstammes der Habsburger ihren König wieder frei wählen können, andererseits aber Karl III., der dieses freie Wahlrecht der Nation im Gesetzartikel III vom Jahre 1715 offen anerkannt hatte, die Erfüllung der von der Nation festgestellten Bedingungen, die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Landes sowie die Aufrechterhaltung der Rechte, Freiheiten und der Gesetze desselben versprach." Wenn moderne staatsrechtliche Radicalisten diesen „auf Grund freier Übereinkunft geschlossenen bilateralen Fundamentalvertrag" als ein simples Gesetz darstellen wollen, so ist das eine ebenso unstatthafte als gefährliche und verwerfliche Irrlehre. Der „beiderseitige Grundvertrag" der Pragmatischen Sanction wurde jedoch zugleich zwischen Ungarn und den übrigen Erbländern des österreichischen Erzhauses, welche in der Person ihres Regenten vertreten waren, abgeschlossen, wie es die ungarischen Stände selbst vom Kaiser und König verlangt hatten. Die croatisch-slavonischen Stände hatten, wie weiter oben erwähnt, bereits im Jahre 1712 als die ersten aus eigener Initiative die weibliche Thronerbfolge unter ausdrücklichem Hinweise auf die Gemeinsamkeit ihres Landes mit den österreichischen Erbländern beschlossen. In ihrer Denkschrift vom April 1712 erklärten sie vor dem Throne: „Weder Gewalt noch Eroberung hat uns zu Ungarn geschlagen, sondern aus freier, ungezwungener Willensmeinung haben wir uns nicht dem Königreiche Ungarn, sondern dem Könige Ungarns ergeben; ihren König erkennen wir als den unseren an, daferne er ein Österreicher ist." Mit der historischen Stichhältigkeit dieser Behauptungen wollen wir nicht weiter rechten; die Thatsache selbst hat ihre Bedeutsamkeit.[1])

Die Pragmatische Sanction hat ihre große praktische Wichtigkeit im Staatsleben der habsburgischen Monarchie in wiederholten Fällen, so in den Türkenkriegen des 18. Jahrhunderts, in dem Erbfolgekampfe beim Regierungsantritte Maria Theresias und in den Franzosenkriegen zu Ende des vorigen und zu Anfang unseres Jahrhunderts, aufs glänzendste dargethan; sie war und ist der Grund- und Eckstein der Monarchie. Wenn im Laufe der Zeiten hauptsächlich infolge der Nicht-

[1]) Vgl. Freiherr v. Helfert, „Revision des ungarischen Ausgleiches", Wien 1876, I., S. 15.

beachtung der gegenseitigen Bedingungen dieses Staatsgrundvertrages und der Beziehungen zwischen Ungarn und seinem Könige oder zwischen Ungarn und den übrigen Erbländern der Dynastie Störungen und Misshelligkeiten eingetreten waren, wie z. B. in der Zeit Kaiser Josefs II. oder in den Jahren von 1848 bis 1867, so konnte der normale Friedenszustand nur durch die Rückkehr auf die vertragsmäßigen Fundamentalbestimmungen der Pragmatischen Sanction wieder hergestellt werden. Beweis dessen sind die ungarischen Gesetze vom Jahre 1790/1 und die österreichischen und ungarischen Ausgleichsgesetze des Jahres 1867.

Eine Geschichte der letztgenannten Gesetze zu schreiben, würde uns an dieser Stelle zu weit führen. Es sei deshalb bloß erwähnt, dass unter den verhängnisvollen staatsrechtlichen Differenzen der Jahre 1848 und 1849 eine der wichtigsten die ungeklärte Frage hinsichtlich der „gemeinsamen Angelegenheiten" zwischen Ungarn und den anderen Erbkönigreichen und Ländern des habsburgischen Herrscherhauses war. Die tief- und weitgreifenden ungarischen Reformgesetze von 1847/8 hatten die Regelung dieser Angelegenheiten leider versäumt oder doch nicht hinlänglich gewürdigt. Dass man den Bestand solcher Angelegenheiten aber sogar in dem Sturmjahre 1848 von Seite der ungarischen Legislative anerkannt hat, das bezeugen die Gesetze dieses Jahres selbst ganz deutlich. So heißt es im Gesetzartikel III von 1847/8, § 13: „Einer der Minister wird stets um die Person Sr. Majestät sein und in allen jenen Angelegenheiten, welche das (ungarische) Vaterland und die Erbländer gemeinsam interessieren, Einfluss nehmen und hierin unter Verantwortlichkeit das Land vertreten." Wie man hieraus ersieht, anerkannte das ungarische Gesetz vom Jahre 1848 nicht nur den Bestand „gemeinsamer Angelegenheiten" zwischen Ungarn und Österreich, sondern es begnügte sich auch damit, dass bei deren Erledigung bloß ein ungarischer Minister als verantwortlicher Vertreter Ungarns seinen Einfluss ausübe. In der „Präfatio" zu den Gesetzartikeln von 1847/8 weisen die ungarischen Stände direct darauf hin, dass „die gesetzlichen Verhältnisse der nach der Pragmatischen Sanction miteinander untrennbar verbundenen Länder" einer „unverzüglichen" Regelung bedürfen, und im Gesetzartikel XVIII vom Jahre 1847/8 (dem ungarischen Pressgesetze) heißt es im § 6: „Wer zur thatsächlichen Auflösung des in der Pragmatischen Sanction festgesetzten und unter der Gemeinsamkeit des Herrscherhauses befindlichen Reichsverbandes aufreizt, der verfällt einer Strafe bis zu vier Jahren Gefängnis und einer Geldbuße bis zu 2000 fl."

Die ungarischen Gesetze von 1847/8 standen somit principiell auf der Pragmatischen Sanction und anerkannten sowohl den unzertrennlichen Verband aller Königreiche und Länder des Erzhauses Österreich, als auch das Vorhandensein gemeinsamer Angelegenheiten zwischen Ungarn und den übrigen österreichischen Erbländern. Ein verhängnisvoller Mangel war jedoch die Außerachtlassung einer genaueren Umschreibung und Feststellung jener Angelegenheiten und ihrer gesetzlichen Behandlung. Diesen Umstand nützte die ungarische Bewegungspartei mit Ludwig Kossuth an der Spitze in der Richtung einer zunehmenden Lockerung der Beziehungen zwischen Ungarn und Österreich aus, ein Bestreben, das schon nach wenigen Monaten der neuen Verfassung Ungarns geradezu zur offenen Verletzung der Pragmatischen Sanction und zur feindseligen Haltung der ungarischen Regierung und Gesetzgebung gegenüber Österreich führte.[1])

Die auch heute noch sehr lesens- und beherzigenswerte „Staatsschrift des österreichischen Ministeriums vom 31. August 1848"[2]) sagt hierüber, nachdem sie mit Recht die für die Einheit der Krone und den Verband der Monarchie höchst bedenkliche Bestimmung des ungarischen Gesetzartikels III von 1847/8, § 2, hinsichtlich der souveränen Gewalt des Palatins in Abwesenheit des Königs sowie die wenigen und unzulänglichen gesetzlichen Bestimmungen über das Finanz- und Kriegswesen der Monarchie gegenüber dem neuen Stande der Dinge in Ungarn hervorgehoben und eine Reihe von feindseligen Verfügungen des ungarischen Ministeriums angeführt hat, weiter Folgendes: „Leider haben sich ungünstigere Anzeichen der Spaltung in der Leitung der Heeresmacht darin gezeigt, dass das ungarische Ministerium während der Dauer des letzten Kampfes mit Sardinien und anderen italienischen Mächten von Zurückberufung der ungarischen Truppen und von den Bedingungen sprach, unter welchen allein die Stellung von Recruten oder die Militärhilfeleistung stattfinden sollte."

Die Verweigerung oder doch nur bedingungsweise Votierung militärischer Hilfe zur Vertheidigung des angegriffenen Länderbestandes des gemeinsamen legitimen Herrschers war von Seite Kossuths und

---

[1]) Das leitende Organ der Kossuth-Partei, „Kossuth Lapja" („Kossuths Blatt"), proclamierte bereits am 30. Juli 1848 die Losreißung Ungarns von Österreich und erklärte, dass zwischen beiden nur das Verhältnis der „reinen Personalunion" bestehe, bei welchem selbstverständlich weitere gemeinsame Angelegenheiten nicht vorhanden sein können.

[2]) Vgl. Helfert, „Revision des ungarischen Ausgleiches", I., S. 157 ff.

seiner Partei, welche damals die Führerschaft in Ungarn besaß, eine directe Verletzung der Pragmatischen Sanction und deutete ganz klar die Richtung an, nach welcher die Bewegung in Ungarn abzielte. Dem ersten Schritte folgten mehrere, und die Tendenzen der Bewegungspartei enthüllten sich mit jedem Tage entschiedener, rücksichtsloser, so dass über das Endziel bald kein Zweifel obwalten konnte. Der Losreißungs- und Dethronisationsbeschluss des Debrecziner Rumpflandtages vom 14. April 1849 war hiervon die natürliche, unausbleibliche Folge.

„Auf diesem vom ungarischen Ministerium eingeschlagenen Wege der Absonderung," führt die oberwähnte österreichische Staatsschrift aus, „ist weder für Ungarn noch für die ihm verbrüderten Nachbarstaaten ein Heil zu erwarten, und sind es nicht Feinde von außen, so werden innere Kämpfe die blutige Lehre geben, dass die Pragmatische Sanction nicht bloß ein auf Pergament geschriebenes Wort, das man nach Willkür deuten und einseitig beinahe auf nichts zurückführen kann, nein! dass sie ein in die Herzen der Völker geschriebenes, die Grundbedingung ihrer Wohlfahrt, Ruhe und Zufriedenheit enthaltendes Gesetz ist, gegen das niemand eine frevelhafte Hand ungestraft erheben darf . . . Es liegt in diesem heiligen Pacte der alten Stände und Landesvertreter nicht bloß die Gewähr dafür, dass die Krone Ungarns, dann Österreichs, Böhmens u. s. f. auf einem und demselben Haupte vereint ruhe, und dass die verbündeten Völker und Staaten sich gegenseitig wider innere und äußere Feinde schützen und kriegerischen Beistand leisten, es muss der alte Bund auch in dem alten Sinne noch ferner dahin gedeutet und hochgeachtet werden, dass ein Volk dem anderen in seinem Wohlstande und geistigen Entwicklung behilflich sei, dass es die bisherigen gemeinsamen Förderungsmittel nicht zerstöre, sondern ausbilde und jeden Zwiespalt und Keim des Streites entfernt halte."[1])

Solch besonnene staatsmännische Ansichten und patriotische Empfindungen fanden in dem Sturme der damals Ungarn beherrschenden Umsturzbewegung keine Beachtung, wohl aber wurden sie von ernsten Männern und erprobten Patrioten treu bewahrt und nach Ablauf des Sturmes auf verschiedene Weise und bei unterschiedlichen Gelegenheiten geltend gemacht.[2]) Denn nach der Bewältigung der ungarischen

---

[1]) Helfert, l. c., S. 168, 169.

[2]) So z. B. in der Adresse von 130 ungarischen Herren, welche Sr. Majestät im Frühjahr 1857 überreicht werden sollte, und worin es unter anderm heißt: „Das Land fühlt es, und wir fühlen es mit demselben, dass die Ereignisse von

Revolution verfiel die siegende Partei ihrerseits ebenfalls in staatsgefährdende Irrthümer und ließ sich zu schweren Rechtsverletzungen und Ungesetzlichkeiten verleiten. Was eine revolutionäre Partei verschuldet, das wurde dem ganzen Lande aufgelastet und sollte von diesem gebüßt werden. Die Aufrichtung des militärisch-bureaukratischen Absolutismus unter Beseitigung der ungarischen gesetzlichen Staatsverfassung war ebenso ein Bruch der Pragmatischen Sanction wie die oben angedeuteten Thaten der ungarischen Umsturzpartei im Jahre 1848/9. Aber auch das mit dem 20. October 1860 eingetretene constitutionelle Provisorium bewegte sich in dem staatsrechtlichen Irrthume, als ob die Krone berechtigt wäre, ordentlich gebrachte und sanctionierte Staatsgesetze ganz oder theilweise nach eigener Einsicht und Neigung einseitig abzuändern oder aufzuheben. Dem gleichen Irrthume folgte der österreichische Staatsminister Anton Ritter von Schmerling, wenn er in seiner Reichsrathsrede vom 23. August 1861 behauptet, dass die Krone ein Recht habe, in der Anerkennung bestehender Gesetze gewisse Vorbehalte zu machen; denn die Wiederherstellung der ungarischen Verfassung sei das Werk freier Entschließung Sr. Majestät. Die Verfassung Ungarns wurde durch die revolutionäre Gewalt nicht nur gebrochen und demnach rechtlich vernichtet, sondern sie hatte auch thatsächlich zu bestehen aufgehört. Diese verwerfliche Theorie von der „Rechtsverwirkung" hat der habsburgischen Monarchie schweres Unheil gebracht, welches eben nur durch die Betretung und Einhaltung des gesetzlichen Weges wieder gutgemacht werden konnte.

Der unerschütterliche Vertreter des unveralteten Rechtes war Franz Deák, der inmitten all der argen Verwirrungen und Irrthümer einer Leuchte gleich nicht nur seiner Nation, sondern auch der Dynastie

1848/9 immer Trauerblätter in unserer Geschichte bleiben werden. Unsere Erinnerungen trüben unsere Einsicht nicht. Wir haben es begriffen, was die nothwendige Consequenz dieser Ereignisse ist. Wir betheiligen uns bereitwillig mit allen Unterthanen Euerer Majestät an allem, was die Aufrechterhaltung, Mehrung und Kräftigung des Ansehens, der Sicherheit, der Macht der Gesammtmonarchie erheischt. Die Macht Euerer Majestät und die Kraft der Monarchie ist unsere Sicherheit, die allgemeine Wohlfahrt der Monarchie ist unser Gedeihen. Die Einheit der Monarchie ist der Erwerb von Jahrhunderten, sie ist das Ergebnis des Zusammenwirkens der natürlichen Kräfte der Monarchie." An der Spitze der Unterzeichner dieser „Pest, den 9. Mai 1857" datierten Adresse stand der ungarische Cardinal-Fürstprimas v. Scitovszky, dann folgten der Erzbischof von Kalocsa, die Bischöfe von Veszprim und Csanád, Fürst Anton Pálffy, dann die hervorragendsten Vertreter des hohen und niederen Adels, aber auch angesehene Repräsentanten der Bürgerschaft, des Gewerbe- und Handelsstandes. Vgl. Helfert, l. c., S. 173 ff.

und ihren übrigen Erbländern die richtigen Wege zum Ausgleiche der Widersprüche und Gegensätze, zum gedeihlichen Frieden und zur Versöhnung zeigte. Der „Weise der Nation" und seine politischen Freunde, die ihn dabei mit Rath und That unterstützten, haben sich dadurch nicht allein um ihr Vaterland und das Herrscherhaus, sondern um die habsburgische Monarchie überhaupt, ja in weiterer Folge um Europa unsterbliche Verdienste erworben.

Die innere Geschichte des österreichisch-ungarischen Ausgleiches ist im Zusammenhange und pragmatisch noch nicht dargestellt worden, obgleich das Material hierzu schon ziemlich reichlich vorhanden ist. Selbstverständlich kann es nicht in unserer Absicht liegen, diese Geschichte hier zu schreiben; wir müssen uns abermals mit der Anführung der wichtigsten Momente begnügen.

Den völligen Zusammenbruch des absolutistischen Regierungssystems und zugleich den ersten entschiedenen Schritt zur Besserung in den innerpolitischen Zuständen der Monarchie bezeichnet, wie erwähnt, das Allerhöchste Diplom vom 20. October 1860, mit welchem mindestens „im Principe" die Einführung verfassungsmäßiger Regierungsformen in allen Theilen des Reiches ausgesprochen wurde. Die Durchführung dieses Princips versuchte dann die Verfassung vom 26. Februar 1861, ohne aber die glückliche Lösung der schwierigen Aufgabe zu treffen. Den heftigsten und ausdauerndsten Widerstand fand die Februarverfassung in Ungarn. Der am 6. April 1861 eröffnete ungarische Reichstag schilderte in seiner (von Franz Deák verfaßten) Adresse an Se. Majestät umständlich und eingehend die Gründe, warum Ungarn weder das Octoberdiplom noch die Februarverfassung annehmen könne, sondern auf die volle Wiederherstellung seiner gesetzlichen Constitution dringen müsse. „Man will uns," sagte Franz Deák in der Einleitungsrede zu seinem Adreßentwurfe am 13. Mai 1861, „man will uns eine Verfassung geben, aber nicht jene, welche man uns mit Gewalt genommen hat, sondern eine andere, eine neue, fremdartige, ein Stück von jener gemeinsamen Verfassung, welche für das ganze Reich angefertigt wurde. Allein wir brauchen keine geschenkte Verfassung; wir fordern unsere uralte Constitution zurück, welche kein Geschenk gewesen, sondern durch gegenseitige Verträge festgestellt worden und aus dem Leben der Nation hervorgegangen war; jene Constitution, welche wir periodisch den Ansprüchen der Zeit gemäß umgestaltet haben, und welche wir selber auch fernerhin darnach umgestalten wollen; jene Constitution, deren Grundprincipien Jahrhunderte geheiligt haben. Auf unserer Seite

stehen das Recht und das Gesetz und die Heiligkeit der Verträge; gegen uns ist die materielle Gewalt . . ."

Der Standpunkt, welchen die beiden Häuser des ungarischen Reichstages in dieser Adresse eingenommen, blieb auch für die Zukunft der maßgebende. Ungarn verlangte erst die volle Wiederherstellung seiner gesetzlichen Verfassung, seiner Landes-Integrität, seiner Rechte, Freiheiten und Institutionen, darunter auch die feierliche Königskrönung mit dem Krönungsdiplom und dem Krönungseide, und erklärte sich dann bereit, in die Modificierung bestehender Normen auf constitutionellem Wege einzugehen und insbesondere Vorkehrungen zu treffen zur Wahrung der Machtstellung des Reiches und zur Regelung der Beziehungen Ungarns zu den österreichischen Erbländern. „Wir sind bereit," heißt es darin, „alles zu thun, was wir thun dürfen, und was wir ohne Verletzung unserer Selbständigkeit und unserer constitutionellen Rechte thun können, auch selbst über das strenge Maß der gesetzlichen Verpflichtungen hinaus, auf Grund der Billigkeit und aus politischen Rücksichten, damit unter den schweren Lasten des bisher bestandenen absolutistischen Systems und durch dessen verkehrtes Vorgehen nicht ihre (der österreichischen Erbländer) Wohlfahrt und damit zugleich auch die unserige zusammenbreche." Aber Ungarn wollte „nur als selbständiges, unabhängiges und freies Land mit selbständigen, unabhängigen und freien Ländern" in Beziehungen treten, nur so seine Interessen mit den ihrigen in Übereinstimmung bringen und wies deshalb jede Unterordnung, jede Einverleibung, sei es auf dem Gebiete der Gesetzgebung, sei es der Regierung entschieden zurück; denn das wäre eine Aufopferung der Selbständigkeit Ungarns und diese eine bare Unmöglichkeit gewesen.

Es ist bekannt, dass die im Jahre 1861 angeknüpften Verhandlungen mit dem ungarischen Reichstage nicht zum Ziele führten. Der Hauptfehler lag an den damaligen Rathgebern der Krone in der österreichischen Regierung, welche die Erlassung eines scharf zurückweisenden königlichen Rescriptes provocierten in entschiedenem Widerspruche mit den ungarischen Räthen der Krone, die durch die Ablehnung ihrer gemäßigten, versöhnlichen Vorschläge zur Niederlegung ihrer Ämter bewogen wurden. Der ungarische Reichstag aber erklärte in seiner zweiten Adresse den Faden der Unterhandlungen für abgebrochen und wurde bald darauf aufgelöst. Es kam nun die trübe Zeit des staatsrechtlichen Provisoriums, während welcher der Staatsminister Anton v. Schmerling wiederholt vergebliche Versuche zum „Ausbau

der Reichsverfassung" unternahm. Der Eintritt der Abgeordneten des siebenbürgischen Landtages in den „weiteren" Reichsrath (1863) konnte als die alleinige Frucht dieser Bemühungen keinen Ausgleich, keine Beruhigung, keine Consolidierung der zerfahrenen politischen Innerverhältnisse schaffen, ja die fortschreitende Zerrüttung der Zustände übte auch auf die auswärtigen Beziehungen der Monarchie einen zunehmend ungünstigen Einfluss aus. Das Gefühl der Unhaltbarkeit der Lage wurde allgemein. Da war es wieder Franz Deák, dessen politische Einsicht und Klugheit die Wendung zum Bessern herbeiführte, der zur rechten Zeit das richtige Wort gefunden hatte.

Allein auch in Österreich erwies sich die Politik Schmerlings als unfruchtbar und erfolglos. Die Opposition gegen dieselbe wurde immer kräftiger, allgemeiner, ja selbst die Freunde und Anhänger des Staatsministers mussten erkennen, dass auf dem bisherigen Wege mit den bisherigen Mitteln eine befriedigende Lösung des politischen Hauptproblems, der „ungarischen Frage" nicht zu erreichen sei. Bei Gelegenheit der Budgetverhandlungen im Jahre 1865 brach der Sturm gegen Schmerling und seine Politik im Reichsrathe mit aller Heftigkeit los; der Hauptwortführer der Opposition war der Abgeordnete Moriz v. Kaiserfeld, das Haupt der steirischen „Autonomisten", der namentlich in seiner Rede vom 31. März 1865 die Politik Schmerlings auf das schärfste verurtheilte und für die Rechte Ungarns sowohl im Interesse dieses Landes, als in jenem der Monarchie mit aller Wärme und Entschiedenheit eintrat. Der Staatsminister v. Schmerling vertheidigte ebenso hartnäckig seine Politik und bemerkte unter anderem, gegenüber dem ungarischen Landtage könne man keine andere Politik befolgen als ihn zur Anerkennung der Reichsverfassung zu bewegen, und er sprach dabei (28. März) die Zuversicht aus, dass die Regierung bei ruhigem und consequentem Vorgehen endlich doch das Ziel erreichen werde. Von einer baldigen Einberufung des ungarischen Landtages versprach sich jedoch v. Schmerling keine Erfolge, das dürfe aber nicht zurückschrecken, weil solche Fragen zu ihrer Lösung oft langer Jahre geduldigen Zuwartens bedürfen.

Wie wenig kannte Schmerling das Wesen dieser „ungarischen Frage", und wie sehr täuschte er sich in der damaligen sehr prekären Situation Österreichs! Die Finanzlage des Staates war ebenso gedrückt wie die Beziehungen zu Preußen und Italien gespannt;

die Nationalitäten im Innern wurden gleichfalls immer schwieriger. Der Mangel an Erfolg erschütterte auch das Vertrauen der Krone in die Staatskunst Schmerlings, so dass dieser nur wenige Wochen nach seinen Reden im Reichsrathe vom 28. und 31. März seine Stellung als unhaltbar erkennen und um seine Enthebung ansuchen musste. Dieselbe wurde ihm und seinen Ministercollegen am 27. Juli 1865 ertheilt.

(Fortsetzung folgt.)

# England und die Tripelallianz.

Vom Reichsrathsabgeordneten **Josef Popowski.**

Krakau.

Im Herbst 1895 haben wir in dem Aufsatze „Die politische Lage Europas am Ausgange des 19. Jahrhunderts"[1]) das ungeheuere Wachsthum Russlands geschildert und hervorgehoben, dass die überwiegende Mehrheit des russischen Volkes zuversichtlich hoffe, das 20. Jahrhundert werde ihm gehören. Die Gefahr, die Europa von Russland aus bedrohte, konnte den leitenden Männern der Continentalmächte nicht verborgen bleiben, und es ist bemerkenswert, dass der gegen Russland gerichtete Vertrag, der am 7. October 1879 zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn geschlossen wurde, auf deutscher Seite den so russenfreundlichen Fürsten Bismarck zum Urheber hatte, noch dazu unter der Regierung des mit dem deutschfreundlichen Czaren Alexander II. so eng befreundeten Kaisers Wilhelm I. Bei der Besprechung dieses Bündnisses (dem bald darauf auch Italien beitrat) gaben wir der Hoffnung Ausdruck, dass auch England auf Grund alter Anhänglichkeit und Interessengemeinschaft auf der Seite des Dreibundes stehen werde, und dass ihm eine Entscheidung in diesem Sinne schon darum leichter fallen dürfte, weil sich Frankreich und Russland in einem Lager zusammengefunden haben, während die europäischen Interessen Englands sich mit denjenigen der Tripelallianz decken. Unsere eingangs erwähnte Arbeit besprach bald darauf Sir E. J. Dillon in einem Artikel der „Contemporary Review" (November 1895) unter dem Titel „Our foreign policy" (Unsere auswärtige Politik), wobei er zu folgendem Schlusse gelangte:

---

[1]) „Österr.-Ungar. Revue", 18. Bd., S. 73 und 185.

„Wenn wir alles zusammenfassen, so kommen wir zu folgenden Ergebnissen. Der Anschluss an eines der beiden europäischen Bündnisse, die für ausschließlich continentale Zwecke eingegangen wurden, könnte kaum den Interessen Englands entsprechen, da es von den im Bereiche der Möglichkeit liegenden Änderungen in Europa schwerlich etwas zu hoffen oder zu befürchten haben wird. Unter solchen Umständen würde es der Gipfel des Unsinnes sein, activen Antheil an einem Kampfe aufs Messer zu nehmen, in dem eine Niederlage die vitalsten Interessen des Reiches ernstlich gefährden müsste, umsomehr als auch die glänzendsten und entschiedensten Erfolge das übergroße Risico nicht rechtfertigen könnten. Andererseits werden durch Englands Neutralität die Interessen des Friedens am allerbesten gefördert, da die beiden einander gegenüberstehenden Bündnisse sich alsdann das Gleichgewicht halten und keiner von beiden Theilen es wagen wird, den Rubicon zu überschreiten."

Gegenwärtig wird die politische Lage Englands sowohl in der Tagespresse wie auch in den Monatsschriften und nicht minder von seinen leitenden Staatsmännern lebhaft besprochen und steht sozusagen beständig auf der Tagesordnung. Daher wollen auch wir erwägen, ob den Interessen Englands der Anschluss an die Tripelallianz oder die zur Isolierung führende Politik der freien Hand besser entspräche.

Bevor wir jedoch an diese Frage herantreten, müssen wir, indem wir uns auf unsere Ausführungen in dem eingangs citierten Aufsatze über Russlands Wachsthum und seine Ziele berufen, untersuchen, inwiefern diese Ziele die englischen Interessen bedrohen. Ferner wollen wir untersuchen, worin sich Englands politische Lage während der letzten dreißig Jahre geändert hat. Endlich werden wir die Nachtheile der Isolierung und die Vortheile des Anschlusses an die Tripelallianz erörtern.

## Inwiefern bedrohen Russlands Aspirationen die Interessen Englands?

Manche Publicisten meinen, dass es in Asien sowohl für die Russen als für die Engländer Raum genug gebe. Nun kann zwar England, das die wertvollsten Länder Asiens besitzt, mit seinem Antheile zufrieden sein, schwerlich aber Russland, welches mit einem enormen Aufwande an materiellen Mitteln und an Kraft bisher zumeist wertlose Länder erobert hat. Ein großer Theil seiner

Besitzungen liegt am Eismeere, in der Nähe des Polarkreises oder besteht aus unfruchtbaren Sandwüsten, und wenn es auch über circa 16,524.000 $km^2$, d. i. über ein Drittel Asiens gebietet, so befinden sich doch kaum 11,400.000 Einwohner auf diesem ungeheueren Areal. Rechnen wir auch den Kaukasus zu Asien, wie dies im „Statesman Yearbook" geschieht, so hat Russland 17,000.000 $km^2$ mit 20,000.000 Einwohnern in Asien, während in Indien auf 5,147.000 $km^2$ 291.445.000 Einwohner und in China auf 11,115.650 $km^2$ 360,250.000 Einwohner kommen. Es ist daher begreiflich, dass Russland nach gesegneteren, reicheren, dichter bevölkerten Ländern und nach eisfreien Häfen im Stillen Ocean Verlangen trägt.

Russlands Vorrückung sowohl, als auch das Anwachsen seines Einflusses in Asien widersprechen jedoch den Interessen Englands aus zwei Gründen.

Erstens ist jedes durch Russland eroberte Land für Englands Handel und für den Absatz seiner Erzeugnisse verloren, oder wie George Curzon in seinen „Problems of the Far East" richtig sagt: „Jeder Hafen, jede Stadt und jedes Dorf, welche in russische oder französische Hände übergehen, sind ein Verlust für Manchester, Bradford oder Bombay." Noch mehr: je stärker Russlands Einfluss in einem asiatischen Lande wird, desto schlimmer für den Handel und die Unternehmungen Englands in jenem Gebiete.

Zweitens schädigt Russlands Vorrücken in Asien Englands Ansehen, und doch ruht dessen Macht in Indien völlig auf der Integrität seines Ansehens.

Es fragt sich nun, ob die europäischen Angelegenheiten wirklich so gleichgiltig für England sind, wie dies manche englische Publicisten ihren Landsleuten glaubhaft machen möchten, ob nicht vielmehr Russlands Bestrebungen in Europa gewichtige englische Interessen gefährden.

Sollte Russland in die Lage kommen, sich Constantinopels zu bemächtigen, dann wird es nicht am Marmarameere stehen bleiben, sondern sich auch der herrenlos gewordenen Dardanellen bemächtigen und sich zu einer Mittelmeermacht aufschwingen.

Es gibt zwar Engländer, die sich mit der Hoffnung trösten, dass an dem Tage, an dem sich Russland Constantinopels bemächtigte, England die Halbinsel Gallipoli besetzen und dadurch die Dardanellen noch besser als bisher absperren würde. Diese Hoffnung könnte sich jedoch leicht als trügerisch erweisen, da die Halbinsel Gallipoli als ein stark gegen

Südwesten vorgeschobenes Außenwerk Constantinopels zu betrachten und für jede Macht, die in Constantinopel Fuß fasst, von erhöhtem Werte ist. England müsste daher rechtzeitig eine genügende Landmacht zur Hand haben, um die Halbinsel Gallipoli besetzen, befestigen und gegen jeden Angriff halten zu können. Diese Halbinsel ist aber an ihrer engsten Stelle 7000 *m* breit, während die Dardanellen nur eine Breite von 400 bis 1600 *m* haben. Demzufolge hätte England eine 7000 *m* breite Fronte gegen einen von Nordost vordringenden Feind zu behaupten, welcher die Halbinsel gleichzeitig auch von der asiatischen Seite aus beschießen könnte. Unter solchen Umständen wäre Gallipoli weder wie Ägypten mit 3000 Mann, noch wie Gibraltar mit 7000 Mann zu halten. Jedenfalls bleibt es fraglich, ob England imstande wäre, auf die Besetzung Constantinopels durch die Russen sofort mit der Besetzung der Halbinsel Gallipoli zu antworten, und ob es sich dort auch auf die Länge halten könnte.

Was es für England bedeuten würde, wenn Russland eine Mittelmeermacht geworden wäre, darüber werden wenige gebildete Engländer im unklaren sein. Russlands Festsetzung am Mittelmeere würde die Machtverhältnisse daselbst gründlich ändern. Schon jetzt bemüht sich Frankreich, welches über die vorzüglichen Militärhäfen Toulon und Biserta verfügt, der englischen Hegemonie das westliche Becken des Mittelmeeres streitig zu machen, und mit dem Tage, an dem der Canal du Midi (Narbonne-Bordeaux), der das Mittelmeer mit dem Atlantischen Ocean verbindet, auch schwere Panzerschiffe trägt, wird Gibraltar einen bedeutenden Theil seines Wertes eingebüßt haben und Frankreichs Stellung im westlichen Mittelmeere bedeutend gestärkt sein. Im östlichen Becken des Mittelmeeres ist für England keine Gefahr vorhanden, solange die Dardanellen den russischen Kriegsschiffen verschlossen bleiben, zumal ja England zu Italien und Österreich-Ungarn in freundschaftlichem Verhältnisse steht und voraussichtlich auch künftig stehen wird. Aber an dem Tage, da die Dardanellen unter russische Botmäßigkeit kämen, würde auch Englands Suprematie im Ostbassin des Mittelmeeres in Frage gestellt. Die Dardanellen sind widerstandsfähiger gegen Westen als gegen Osten, und das Ägäische Meer ist widerstandsfähiger gegen Süden als gegen Norden. Dazu hätte Russland, wie der Major Otto Wachs richtig sagt, den Vortheil, dass seine kurze, im Rücken liegende Etappenstraße gesichert ist und sich auf die festen Plätze im Pontus, der ein russischer See geworden, stützt, während die Basis der britischen Geschwader

die heimischen Inseln in der Nordsee bilden. Überdies könnte die englische Flotte, die die lange Linie von Gibraltar bis zum Suezcanal zu sichern hätte, auch mit den vereinigten Flotten Russlands und Frankreichs zu kämpfen haben. Unter solchen Umständen wäre kaum mit Bestimmtheit darauf zu rechnen, dass es England gelingen werde, sich die so wichtige Etappenstraße nach Indien sowie den Suezcanal zu sichern. Politisch und militärisch bedeutet aber die Herrschaft über den Suezcanal für England, welches eine mehr asiatische als europäische Großmacht ist, den Schlussstein seines Machtgebäudes, und der Verlust dieser Herrschaft würde ein ungeheueres Aufsehen hervorrufen und Englands Ansehen gewaltig schwächen. Aber auch Constantinopel ist keineswegs gleichgiltig für England. „Man darf nicht vergessen," sagte Lord Salisbury in seiner Guildhall-Rede im November 1895, „dass die Königin mehr moslimische Unterthanen hat als der Sultan, und auch aus diesem Grunde wäre es höchst schädlich für Englands Ansehen in den Augen der Mohamedaner, wenn es Russland gelänge, dem Nachfolger der Chalifen seine Hauptstadt, welche England sammt anderen europäischen Mächten so lange beschützte, zu entreißen." Wenn wir uns daher fragen, wie es kommt, dass ernste englische Publicisten in ernsten englischen Revuen behaupten, dass die orientalische Frage und Constantinopel aufgehört haben, wichtig für England zu sein, so glauben wir die Antwort darauf in einer am 18. October 1879 zu Manchester gehaltenen Rede Lord Salisburys, des damaligen englischen Ministers des Äußern, zu finden. „Die Gefahr," sagt er, „bestand darin, dass Russland die Unabhängigkeit Constantinopels oder die Küsten des Schwarzen Meeres bedrohte. Die Abwehr, zu der wir uns entschlossen haben, gilt in erster Linie den Angriffen auf die Türkei. Wenn die Türkei fällt, so erinnern Sie sich, dass Österreich jetzt in Novi-Bazar steht und bis an das Gebiet des Balkans herangerückt ist, und dass jetzt kein Vorrücken Russlands über den Balkan oder über die Donau erfolgen kann, bevor der Widerstand Österreichs bezwungen ist. Österreich selbst ist mächtig." Dann meinte der Minister, dass, was in den letzten Wochen geschehen sei, die Hoffnung rechtfertige, dass Österreich, wenn es angegriffen würde, nicht isoliert dastehen werde, und erklärte die Nachricht über die Defensivallianz zwischen Deutschland und Österreich für „eine gute und erfreuliche Nachricht". Nun glauben auch heute viele Engländer, dass Österreich und seine Alliierten imstande sein werden, Russlands Vordringen gegen Constantinopel aufzuhalten, und folgern daraus, dass die orientalische Frage aufgehört habe, für

England wichtig zu sein. Anders ließe sich eine solche Behauptung gar nicht rechtfertigen. Die Stellung im Mittelmeere und die Beherrschung des Suezcanales sind ja Fragen ersten Ranges für England, und ein Blick auf die Karte wird jedem gebildeten Engländer unwiderlegbar beweisen, dass die Besetzung der Dardanellen durch die Russen Englands Stellung im Mittelmeere höchlich gefährden müsste.

Wir sehen daher, dass Russlands Bestrebungen sowohl in Asien als in Europa gewichtige englische Interessen gefährden, und dass dies leitende englische Staatsmänner schon längst anerkannt haben; wie denn auch Sir E. B. Lanin in einem in der „Forthnightly Review" im Jänner 1894 veröffentlichten Artikel „The Triple-Alliance in Danger" (Der Dreibund in Gefahr) richtig sagte: „Der einzige gefährliche Feind Englands ist Russland."

Und doch gibt es sonderbare Schwärmer in England, welche glauben, dass eine Allianz zwischen Großbritannien und Russland in Betracht gezogen werden könne. Sie vergessen, dass eine solche Allianz Englands Interessen nur dann entsprechen würde, wenn Russland sich entschließen könnte, auf ein weiteres Vorrücken sowohl in Asien als auch in Europa zugunsten Englands zu verzichten, um sich der inneren Entwicklung seines unermesslichen Reiches zu widmen. Aber dazu braucht Russland keine Alliierten. Es weiß, dass es ebenso ruhig wie nach dem Krimkriege abrüsten könnte, um sich ungestört den Friedensarbeiten zu widmen.

Bloß um die Sympathien Russlands zu gewinnen, ihm zur Übermacht in Asien zu verhelfen und seine Zwecke zu fördern, dazu wird England schwerlich eine Allianz zu schließen geneigt sein, und eine solche würde sich auch nicht lange halten. Dabei wollen wir nicht behaupten, dass eine Verständigung mit Russland in einzelnen Fragen ausgeschlossen sei, aber eine Allianz zwischen den beiden Mächten erscheint uns ganz unmöglich. In dem eingangs citierten Artikel „Our foreign policy" bemerkt Sir Dillon richtig: „Das britische auswärtige Amt besitzt reichlichere und glaubwürdigere Daten als jeder Politiker und ist daher gewiss in der Lage, sich ein Urtheil über die Möglichkeit einer förmlichen und herzlichen Verständigung mit Russland zu bilden." Weiter hebt er hervor, dass „die liberale Regierung nicht einmal den Versuch machte, das Eisen zu schmieden, solange es heiß war; und es werde wahrscheinlich nie heißer werden als während des letzten Besuches des Prinzen von Wales in Jalta, Moskau und Petersburg". Wir sind nicht in der Lage festzustellen,

ob die liberale Regierung damals irgendwelche Schritte gethan habe, um eine förmliche und herzliche Verständigung mit Russland zu bewerkstelligen. Der Prinz von Wales verkehrte direct und intim mit dem Kaiser von Russland. Gespräche zwischen so hohen Herren werden nicht veröffentlicht, wenn sie resultatlos bleiben, und schon nach einem Meinungsaustausche war es klar, ob es zu einer Verständigung kommen könne. Ohne daher zu ergründen, ob die liberale Regierung nicht imstande gewesen sei, eine förmliche und herzliche Verständigung mit Russland herbeizuführen, oder ob sie gemeint habe, die Interessen Englands durch die Politik der freien Hand besser zu wahren, glauben wir aus der „vielsagenden Unthätigkeit der englischen russophilen Partei, als sie am Ruder war", schließen zu dürfen, dass der Plan eines englisch-russischen Bündnisses ein müßiger Traum sei.

## Inwiefern hat sich Englands politische Lage seit dreißig Jahren geändert?

Bei der Betrachtung der gegenwärtigen politischen Lage Englands ist der gewaltige Umschwung in den letzten drei Decennien nicht außer-acht zu lassen. Wir wollen uns hierbei auf die alte Welt beschränken und weder Amerika noch Australien in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen, weil diese außerhalb der Wirkungssphäre sowohl Russlands und Frankreichs als auch der Tripelallianz liegen.

Die Engländer blicken mit Befriedigung und berechtigtem Stolze auf ihr über alle Erdtheile ausgebreitetes Weltreich. Aber neben solchen Gefühlsäußerungen macht sich eine gewisse Besorgnis für die Zukunft bemerklich.

„Das 18. Jahrhundert," sagte die „Times" im Leitartikel vom 8. November 1895 über „die Marine", „sah die Gründung des britischen Reiches. Das gegenwärtige Jahrhundert ist Zeuge seiner Entwicklung und neuestens des Beginnes seiner Consolidierung in den gemeinsamen Gefühlen und Aspirationen, in denen Mr. Chamberlain mit Recht zugleich die reelle und die ideelle Grundlage der Einheit des Reiches sieht. Das künftige Jahrhundert wird aller Wahrscheinlichkeit nach über sein Schicksal entscheiden, und dieses Schicksal hängt von dem Grade der Klugheit und Hellsichtigkeit ab, womit die Staatsmänner sowie das Volk in den nächsten Jahren die Bedürfnisse der Zeit erkennen und befriedigen. Wenn wir fest entschlossen sind, wie bisher, so auch in der Zukunft unter allen Umständen das Meer zu

beherrschen, dann ist das britische Reich gegen den Zerfall und gegen jede Gefahr, soweit menschliche Voraussicht reicht, vollkommen gesichert. Wenn wir aber in diesem Entschlusse schwanken, wenn wir vor den Lasten, die er uns auferlegt, sowie vor den Opfern, die er von uns fordert, zurückschrecken, dann wird das britische Reich unzweifelhaft zerfallen, und wir werden, wie Lord Overstone richtig sagt, unser Schicksal vollauf verdienen, und die ganze Welt wird es in Ordnung finden." Und der berühmte englische Staatsmann und Diplomat Lord Dufferin sprach einst die schwerwiegenden Worte: „Wie heute das britische Reich, so bestand auch einst der athenische Staat aus einem kleinen Mutterlande und ausgebreitetem Colonialbesitz. Die Existenz Athens, seine Ernährung und sein Reichthum hiengen von der Beherrschung des Meeres ab. Der Verlust einer einzigen Seeschlacht richtete es zugrunde und löschte seinen Namen als Staat von den Tafeln der Geschichte."

Wir begreifen die Nothwendigkeit der Stärkung gemeinsamer Gefühle und Aspirationen in den englischen Colonien für die Consolidierung und das künftige Wohl des britischen Reiches. Gegenwärtig sind jedoch die einzelnen Theile des englischen Weltreiches, wie Mr. Chamberlain am 6. November 1895 bestätigte, durch einen so dünnen Faden miteinander verbunden, dass man wohl meinen könnte, ein bloßer Hauch müsse ihn zerreißen. Wenn wir daher die politische Lage Englands und die Politik, die in den nächsten Jahren zu verfolgen ist, besprechen wollen, so dürfen wir allein die Kräfte Großbritanniens in Rechnung bringen. Der Zuwachs an Macht, welcher der Consolidierung des britischen Reiches zu verdanken wäre, erwiese sich vielleicht einst als wichtiger Factor für die künftige Entwicklung der Weltgeschichte.

Nun glauben wir, dass im Laufe der letzten dreißig Jahre eine gewaltige Änderung in der politischen Lage des englischen Weltreiches eingetreten ist, die weder von seinen Staatsmännern, noch von seinen Publicisten vollauf gewürdigt wird. Damals war z. B. der Vergleich eines Kampfes zwischen Russland und England mit dem Kampfe zwischen einem Bären und einem Walfische thatsächlich richtig, und ebenso richtig war der Satz: „Wenn wir fest entschlossen sind, wie bisher, so auch in der Zukunft unter allen Umständen das Meer zu beherrschen, dann ist das britische Reich gegen den Zerfall und gegen jede Gefahr, soweit menschliche Voraussicht reicht, vollkommen gesichert." Er war richtig, weil England vor dreißig Jahren dank

seiner mächtigen Flotte sowohl für das Mutterland, als auch für alle Colonien — mit Ausnahme von Britisch-Amerika, welches jetzt wie damals seine Sicherheit der friedlichen Gesinnung der Vereinigten Staaten verdankt — das Privilegium der Unangreifbarkeit besaß. Gegenwärtig ist England auf dem Wege, dieses Privilegium mit jedem Jahre mehr und mehr einzubüßen, und besitzt es in vollem Maße, solange seine Flotte die stärkste Flotte der Welt bleibt, nur noch für Großbritannien und Australien.

Wir wollen die Richtigkeit dieser Behauptung zuerst für die afrikanischen und dann für die asiatischen Besitzungen Englands prüfen.

Vor dreißig, ja sogar noch vor fünfzehn Jahren war der englische Colonialbesitz in Afrika unangreifbar, weil jede Colonie durch Wüsten oder uncultivierte Gegenden derart von anderen europäischen Ansiedlungen entfernt war, dass die europäischen Militärmächte nur auf dem Seewege dahin gelangen konnten. Und da England das Meer beherrschte, so war es in Afrika gegen jeden Angriff gesichert. Seitdem ward der größte Theil Afrikas von europäischen Mächten occupiert. Deutschland und Italien haben sich in Afrika festgesetzt, der Kongostaat ist entstanden, Frankreich hat in den letzten fünfzehn Jahren seinen Colonialbesitz bedeutend erweitert und ist neben England die größte Macht in Afrika geworden. „Kein Vergleich ist möglich," sagte der Unterstaatssecretär der Colonien, Delcassé, Ende 1892, „zwischen unserem jetzigen colonialen Reiche und den zerstreuten Colonien, in denen unsere Fahne vor zwölf Jahren wehte ... Im Jahre 1880 betrugen unsere sämmtlichen Colonien 700.000 $km^2$ und 5,000.000 Einwohner, und im Jahre 1892 betragen sie über 2,000.000 $km^2$ mit 30,000.000 Einwohnern." Die letzten drei Jahre seit 1892 gehören zu den erfolgreichsten in der Colonialpolitik Frankreichs. Es erweiterte seine Besitzungen und seinen Einfluss im französischen Sudan, im Nigergebiete sowie im Süden von Algier, eroberte Dahome, Timbuktu und Madagaskar und betonte seine Rechte und Ansprüche auf den Kongostaat, falls der König von Belgien auf die Souveränität verzichten und der belgische Staat ihn nicht übernehmen sollte. Zu Ende 1895 betrug das Colonialgebiet Frankreichs über 3,000.000 $km^2$ mit 40,800.000 Einwohnern.

Infolge dieser Ausbreitung des colonialen Besitzes der europäischen Mächte haben die meisten englischen Colonien in Afrika aufgehört, durch Wüsten und uncultivierte Gegenden anderen europäischen Ansiedlungen gegenüber isoliert zu sein. Durch Verträge, die England

mit Deutschland, Frankreich und Italien abschloss, wurden die Interessensphären der europäischen Mächte abgegrenzt, und als England ein Abkommen mit dem Kongostaate traf, um seine südlichen und äquatorialen Besitzungen zu verbinden, musste dasselbe über Einsprache Frankreichs und Deutschlands rückgängig gemacht werden. In den letzten Zeiten verhandelte Frankreich mit England wegen des Nigergebietes; die transvaalische Angelegenheit versetzte sowohl die englische wie die deutsche öffentliche Meinung in Aufregung und lieferte den Beweis, dass gegenwärtig ein einseitiges Vorgehen in Afrika nicht mehr statthaft ist. Mit einem Worte: die europäische Diplomatie hat auf einem neuen Arbeitsfelde Fuß gefasst, nämlich in der afrikanischen Politik, von der früher nicht die Rede war.

Bei dieser Sachlage ist es belehrend, einen Blick auf die militärischen Kräfte der europäischen Colonialmächte in Afrika zu werfen. Portugal und der Kongostaat haben je circa 4500 Mann zumeist eingeborener Truppen unter dem Commando europäischer Officiere. Deutschland hat circa 3000 Mann europäischer Truppen. Italien hatte bis Ende 1895, d. i. bis zur Niederlage von Amba Aladji ungefähr 10.000 Mann europäischer und eingeborener, durch Europäer commandierter Truppen. Gegenwärtig muss infolge des Krieges mit dem Negus Menelik seine Truppenmacht bedeutend erhöht werden. Auffallend klein im Vergleiche zu der Ausdehnung seiner Besitzungen ist die Zahl der Truppen Englands. Sie beträgt in ganz Afrika kaum 10.000 Mann, hiervon 3000 Mann in Ägypten, während das Heer des Khedive 13.000 Mann, zu denen 5000 Mann militärisch organisierter Policisten hinzugerechnet werden, zählt. Frankreich hingegen verfügt über eine bedeutende Truppenmacht in Afrika. Es hat 54.500 Mann in Algier, 13.160 Mann in Tunis, ein Bataillon der Marine-Infanterie im Senegal, und 3000 bis 4000 Mann sollen in Madagaskar bleiben. Es verdienen noch erwähnt zu werden die Tirailleurs, Spahis und Conducteurs d'artillerie sénégalais et soudanais, die Tirailleurs d'Haoussas, die Tirailleurs indigènes de Diégo Suarez u. s. w., deren Mannschaft in Afrika angeworben wird, während der sogenannte Cadre européen, d. i. die Officiere und ein Theil der Unterofficiere von der Marine-Infanterie beigestellt werden. Diese Abtheilungen zählen über 6000 Mann. Im ganzen hat daher Frankreich nahezu 80.000 Mann in Afrika stehen.

In den letzten Jahren haben die eingeborenen Truppen ihre Feuerprobe sowohl in Dahome wie in Madagaskar gut bestanden.

Seit dem madagassischen Feldzuge ist die Frage der Colonialarmee in Frankreich auf die Tagesordnung gekommen. In Indien macht die englische Armee nur ein Drittel der englischen bewaffneten Macht aus. Wenn die Franzosen ihre eingeborenen Formationen, unter dem Commando von französischen Officieren und zum Theile auch Unterofficieren, vermehrten, so dass sie ebenso zahlreich wie die französischen Truppen in Afrika würden, so wäre die Frage der colonialen Armee auf eine sichere und billige Art gelöst. Frankreich hätte Truppentheile, welche für Feldzüge in tropischen Gegenden vollkommen geeignet wären, und das französische Heer in Afrika würde, ohne die Kräfte des Mutterlandes zu schwächen, einen Stand von 120.000 Mann erreichen.

Das Gros der französischen Truppen in Afrika liegt in Algier und Tunis und ist durch die Sahara gegen den Süden vollkommen isoliert. Wenn man daher vom Seewege absieht, so können die algerischen und tunesischen Truppen nur im Mittelmeerbecken verwendet werden. An Algier und Tunis haben die Franzosen eine vorzügliche Basis, auf der Actionen gegen Marokko wie gegen Tripolis eingeleitet werden können, und wenn sie diese Länder in Ruhe lassen, so sind dabei Rücksichten auf die europäische Politik maßgebend. Auch ein Vormarsch auf Ägypten ist von Tunis aus möglich. Von der Westgrenze von Tunis bis nach Ägypten sind zwar circa 1300 *km* in der Luftlinie. Aber wir wissen aus der Geschichte, dass die Araber, von Ägypten ausgehend, bis an den Atlantischen Ocean gelangten. Wenn ein Heer von Ägypten nach Tunis zu marschieren vermochte, so ist auch ein Vormarsch von Tunis nach Ägypten möglich, und hierzu wären eingeborene Truppen, unter denen sich mancher Mekkapilger finden dürfte, besonders geeignet. Auch brauchte dieses Heer nicht allzu zahlreich zu sein, da die Engländer nur 3000 Mann in Ägypten haben und es immerhin fraglich ist, inwiefern sie sich im Falle einer Invasion auf die Truppen des Khedive verlassen könnten. Wir wollen jedoch nicht behaupten, dass ein Vormarsch der Franzosen von Tunis aus gegen Ägypten zu erwarten sei. Wenn Frankreich Marokko wie Tripolis aus Rücksicht auf die europäische Politik unbehelligt lässt, so wird es umsoweniger einen schwierigen Feldzug gegen Ägypten unternehmen. Wir haben diese Eventualität lediglich deshalb erwogen, um den Grad der Unangreifbarkeit Ägyptens festzustellen.

Im Jahre 1891 haben wir in der „Französisch-russischen Allianz" hervorgehoben, dass Frankreich sich als Hauptaufgabe die Eroberung von Nordwestafrika von Tunis bis Portonuovo, vielleicht sogar bis

zur Mündung des Niger stellen sollte, da dieses Land groß und reich genug sei, um durch viele Generationen Raum für die französische Colonisation sowie eine vortheilhafte Anlage für französische Capitalien zu bieten. Crampel, unterstützt durch das Comité des französischen Afrika, gieng sogar weiter und verlangte die Vereinigung von Kongo, Senegal und Algerien, um Nordwestafrika zu einem riesigen französischen Reiche zu machen, in dem fremdländische Besitzungen nur Enclaven wären. Seine Ideen fanden vielen Anklang in Frankreich, wo gegenwärtig den colonialen Fragen ein reges Interesse entgegengebracht wird. Zu ihrer Verwirklichung wäre jedoch der Bau einer Saharabahn von Algerien zum Niger, etwa nach Timbuktu, unbedingt nothwendig, um die nördlichen mit den südlichen französischen Besitzungen in Westafrika in Contact zu bringen. Diese Bahn, welche eine Länge von circa 2300 *km* in der Luftlinie hätte, bietet nach den beim Baue der transkaspischen Bahn gemachten Erfahrungen keine besonderen technischen Schwierigkeiten, und ihre Kosten übersteigen nicht die finanziellen Kräfte Frankreichs. Es ist daher höchst wahrscheinlich, dass sie in nicht allzu langer Zeit gebaut werden wird, da ein solches Unternehmen einen großen moralischen Eindruck hervorrufen, Frankreichs Einfluss in ganz Nordwestafrika stärken und die Actionssphäre der in Algerien und Tunis stehenden Militärkräfte bis in das Gebiet des Nigers und des Senegals ausdehnen würde. Aber auch ohne der Zukunft vorzugreifen, sehen wir schon jetzt, dass infolge der Vertheilung Afrikas unter die europäischen Mächte und der Entwicklung und Stärkung ihrer Besitzungen die englischen Colonien in Afrika nach und nach aufhören, isoliert zu sein, mit jedem Tage mehr und mehr ihr Privilegium der Unangreifbarkeit einbüßen und demnach die Beherrschung der See allein nicht mehr ausreichen wird, um alle englischen Interessen in Afrika zu wahren und zu sichern.

In einem noch viel höheren Grade als in Afrika hat sich die politische Lage Englands in Asien im Laufe der letzten dreißig Jahre geändert.

Vor dreißig Jahren, also zehn Jahre nach dem Krimkriege, hatte Russland, das sich laut des berühmt gewordenen Ausspruchs des Fürsten Gortschakow längere Zeit sammelte, noch kaum angefangen, sein Heer zu reorganisieren. Seine Flotte für das Schwarze Meer existierte nicht mehr. Der asiatischen Türkei drohte keine Gefahr. Britisch-Indien war durch Mittelasien und Afghanistan vollkommen gedeckt und konnte als unangreifbar gelten, und wenn auch Russlands

Vorrücken in Centralasien die öffentliche Meinung Englands beunruhigte, so durfte doch noch in den Siebzigerjahren Lord Salisbury behaupten, dass nur diejenigen um Indien besorgt sein könnten, die eine Karte in kleinem Maßstabe vor Augen haben. Im fernen Osten endlich, nach der glänzenden Einnahme von Peking durch die anglo-französischen Truppen im Jahre 1860, hatte Englands Ansehen in China den Zenith erreicht, Tien-Tsin wurde den Europäern eröffnet, was die Engländer am besten auszunützen wussten, und Sir Robert Hart als Generalinspector leitete seit 1863 die chinesischen Zollämter.

Wie anders hat sich seither die politische Lage Englands in Asien gestaltet! Russland hält wieder eine Flotte im Schwarzen Meere, welche mit jedem Jahre stärker wird, und verfügt über militärische Häfen in Sebastopol und Batum. Die asiatische Türkei ist der Anarchie verfallen, und obwohl sich England in einem mit der Hohen Pforte am 4. Juni 1878 abgeschlossenen Schutzvertrage bezüglich Kleinasiens, Syriens und Mesopotamiens verpflichtete, „Seiner kaiserlichen Majestät dem Sultan bei Vertheidigung jener Länder mit Waffengewalt beizustehen, wenn Russland irgendwann einen Versuch machen sollte, von weiteren Gebietstheilen Seiner kaiserlichen Majestät des Sultans in Asien, als sie durch den endgiltigen Friedensvertrag festgesetzt worden sind, Besitz zu ergreifen", so ist es doch nicht imstande, für sich allein dieser Verpflichtung nachzukommen. Diese unsere Ansicht theilt auch Mr. E. J. Dillon, indem er in dem eingangs erwähnten Artikel „Our foreign policy" sagt: „Ein großer Theil der asiatischen Türkei ist ebenso auf Russlands Gnade angewiesen wie der Norden Persiens oder die Vasallenstaaten von Chiva und Buchara, bei deren Annexion Russland ganz nach eigenem Ermessen vorgehen wird."

Auch in Persien ist Englands Einfluss dem russischen gewichen. „Die ganze Strecke entlang durch Chorassan," sagt Vámbéry in seinem Buche „Der Zukunftskrieg um Indien", „vom Scharud angefangen nach Meschhed und Sarachs und namentlich in den nachbarlichen Districten der neuerlich von Russland unterworfenen Landstrecken, vornehmlich in Kabuschan, Buschnurd, Deregöz war die Bevölkerung bemüht, ihre Sympathien für den nordischen Eroberer kundzugeben. Die russische Kleidung wird daselbst zur Mode, russische Getränke werden von Tag zu Tag beliebter. Jedermann von nur irgendwelcher socialen Bedeutung eilt, die russische Sprache zu erlernen, und es ist keine Übertreibung zu behaupten, dass Russland die Abhänge des

Kubbetgebirges moralisch schon erobert hat, so dass die thatsächliche Eroberung nur eine Frage der Zeit mehr ist." Und der Unterstaatssecretär des Ministeriums des Äußern, George Curzon, sagt in seinem Werke über Persien: „Ich habe den Eindruck empfangen, dass, falls Meschhed fallen sollte, es ohne Schuss fallen und dass die Änderung des Gebieters in Chorassan keinen Tropfen Blut kosten würde."

Indien ist nur mehr durch Afghanistan von Russland getrennt, und sogar am Pamirplateau berühren sich die Besitzungen Englands und Russlands. England hat zwar dem Emir von Afghanistan seine Besitzungen garantiert und eine genaue Regulierung der russisch-afghanischen Grenze erwirkt, aber es ist nicht imstande, Russland zu hindern, sich Herats oder des nördlichen Abhanges des Hindukusch zu bemächtigen, was Englands Ansehen sowohl in Afghanistan wie in Indien vernichten würde. Auch wird ein russischer Feldzug nach Indien mit jedem Jahre leichter, obwohl Russland seinen politischen Traditionen gemäß aller Wahrscheinlichkeit nach systematisch vorgehen und Afghanistan langsam und stückweise erobern wird. Jedenfalls hat Indien schon jetzt das Privilegium der Unangreifbarkeit in bedeutendem Maße eingebüßt und ist auf dem Wege, es gänzlich zu verlieren.

Im fernen Osten endlich, wo England mehr als fünfzig Jahre hindurch eine unbestrittene Sonderstellung einnahm, hat sich die politische Lage nach dem chinesisch-japanischen Kriege sehr zu seinen Ungunsten geändert.

Im October 1894, d. i. drei Monate nach der Eröffnung der Feindseligkeiten lud der Earl of Kimberley, Minister des Äußern des Cabinets Rosebery, die Großmächte zu einer gemeinsamen Intervention in Ostasien ein. Die Mächte verhielten sich jedoch ablehnend, und der Krieg zwischen Japan und China wurde ungehemmt fortgeführt. Erst nach dem Abschlusse des Friedens von Simonoseki erklärte Russland, unterstützt von Deutschland und Frankreich, dass es die Festsetzung Japans auf dem asiatischen Continente nicht dulden werde, nöthigte Japan, auf den Besitz der ihm von China abgetretenen Halbinsel Liaotong zu verzichten, und übernahm die Garantie für eine chinesische Anleihe von 400 Millionen Francs, um die Räumung der genannten Halbinsel zu beschleunigen. Dadurch gewann Russland einen dominierenden Einfluss auf die Finanzen Chinas, und da letzteres zur Zahlung der Contribution an Japan weitere Anleihen aufzunehmen gezwungen sein wird, so dürfte voraussichtlich Russlands Einfluss in China wachsen.

Wie überall, so geht auch in China die französische Diplomatie Hand in Hand mit der russischen, und es läſst sich nicht leugnen, daſs beide Mächte dort gemeinsame Interessen haben. Durch dieses enge Zusammengehen wird der Einfluſs des Zweibundes in China verstärkt, und wer die dilatorischen Methoden der chinesischen Diplomatie kennt, wird aus dem raschen Abschlusse der französisch-chinesischen Conventionen im Juni 1895, wobei der französische Botschafter dem Tsungliyamen nicht einmal Zeit ließ, den englischen Protest gegen die Abtretung von Territorien der Provinz Kiang-Hung an Frankreich zu prüfen, einen Begriff von jenem dominierenden Einflusse gewinnen. Frankreich hat aber den Chinesen beiweitem nicht so große Dienste geleistet wie Ruſsland. Es ist daher höchst unwahrscheinlich, daſs Ruſsland die günstige Gelegenheit, sich gleichfalls entsprechende Vortheile zu sichern, versäumt habe.

Die französisch-chinesischen Conventionen wurden im Juni abgeschlossen und erst im November 1895 den französischen Kammern vorgelegt, während Abmachungen mit Ruſsland dort nicht veröffentlicht zu werden brauchen, daher den anderen Mächten längere Zeit unbekannt bleiben können.

Im Spätherbste des Jahres 1895 wurde die öffentliche Meinung in England durch die Nachricht alarmiert, daſs Ruſsland seine sibirische Bahn über die Mandschurei nach Wladiwostok mit einer Abzweigung von Zizichar zu einem eisfreien Hafen im Golfe von Liaotong zu führen gedenke. Die großen ökonomischen und politischen Vortheile einer Trace, durch die die sibirische Bahn um einige hundert Kilometer kürzer würde, sowie einer Abzweigung zu einem eisfreien Hafen, der als Winterstation für die russische Flotte zu dienen hätte, sind für Ruſsland evident. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daſs sich diese Nachricht bewahrheiten wird.

Auch England gegenüber zeigte sich die chinesische Regierung entgegenkommend. Die strittigen Grenzfragen mit Birma wurden ausgeglichen, den Engländern gewisse Handelsvortheile zugesichert, und der Jang-Tse-Kiang den Europäern zugänglich gemacht. China ist eben so schwach geworden, daſs es nicht wagen darf, sich die Unzufriedenheit einer Groſsmacht zuzuziehen. Jedenfalls läſst sich nicht leugnen, daſs gegenwärtig der russisch-französische Einfluſs in Peking beiweitem größer ist als der englische.

Wir kommen nun zur Erörterung der Frage, ob der russische Einfluſs in Peking ein dauernder sein könne.

Ein dauernder Einfluss muss vor allem auf einer realen Macht beruhen. Und erst wenn ein solcher längere Zeit besteht, kann er eine gewisse Zeit selbst dann fortdauern, wenn sich die Verhältnisse geändert haben. Der andauernde englische Einfluss in China war dem französisch-englischen Kriege von 1860, der Stärke der englischen Flotte im Stillen Ocean, dem bedeutenden persönlichen Einflusse Sir Robert Harts, den bedeutenden Handelsinteressen sowie der Tüchtigkeit englischer Kaufleute zuzuschreiben. Es blieb dabei unbemerkt, dass das englisch-französische Einverständnis nach dem Sturze Napoleons III. aufgehört und Englands Übermacht im Stillen Ocean eine große Einbuße dadurch erlitten hatte, dass auch andere Mächte ihre maritimen Kräfte daselbst bedeutend verstärkten. In den Sechzigerjahren hatte Russland Nikotajew gebaut, war erst im Begriffe, Wladiwostok zu gründen, und seine Flotte im Stillen Ocean war kaum nennenswert. Auch gab es damals weder eine deutsche Flotte noch ein deutsches Reich. Gegenwärtig sind die russische und die französische Flotte in ihrer Vereinigung der englischen Flotte im Stillen Ocean gewachsen und mit der deutschen Flotte zusammen sogar überlegen sowohl an Zahl der Fahrzeuge und deren Tonnengehalt, als auch an Zahl der schweren, mittleren und leichten Geschütze. Unzweifelhaft wird sich Russland bemühen, im Laufe der nächsten Jahre seine maritimen Kräfte im fernen Osten selbst auf Kosten seiner baltischen und seiner pontischen Flotte zu verstärken. Auch werden die russischen Handelsinteressen daselbst nachdrücklich gefördert. So z. B. berichtet die „Times" vom 24. Jänner l. J. aus Odessa: „Die russische Regierung wird in diesem Jahre weitere fünf große Oceandampfer im äußersten Osten stationieren, die den Verkehr zwischen den russischen Häfen und China, Japan und Korea zu vermitteln haben. Diese Schiffe können im Bedarfsfalle als armierte Kreuzer verwendet werden." Auch Frankreich hat große Interessen im fernen Osten und wird nicht versäumen, für die Entwicklung seiner Kräfte daselbst zu sorgen. Und da auf ein enges Zusammenwirken Frankreichs mit Russland bestimmt zu rechnen ist, so erweist sich die maritime Überlegenheit Englands in den chinesischen Gewässern als nahezu illusorisch.

Nun sagt aber George Curzon in seinem Werke „Problems of the Far East" (Aufgaben im fernen Osten) ganz richtig: „China kann nur von seinen Landgrenzen aus ernstlich bedroht werden . . . Vom Pamirplateau, Turkestan und Trans-Amur könnte nach Kaschgar, Mongolien, Sungarien und Mandschurien die Flut kommen, welche, die entlegenen

Provinzen überschwemmend, möglicherweise nicht aufzuhalten wäre, bevor sie die Hauptstadt selbst erreicht hätte" (S. 361). An einer anderen Stelle desselben Buches sagt er: „Alle diejenigen, welche die chinesischen Grenzprovinzen besichtigt haben, behaupten einstimmig, dass, wann immer Russland ein Vorrücken als thunlich erachten würde, sein Vormarsch über die westlichen Theile dieses Reiches durch moslimische Völkerschaften hindurch, welche keine Loyalitätsgefühle für ihren Souverän hegen, ein gefahrloser, mit wenigen Gefechten verbundener militärischer Spaziergang sein würde" (S. 299). Wir führen diese Behauptungen des englischen Staatsmannes deshalb an, weil wir sie als vollkommen richtig betrachten und dennoch, gerade von ihnen aus, zu ganz anderen Schlussfolgerungen gelangen. So sagt er im letzten Capitel des oben erwähnten Buches: „Ansehnlich ist Englands Stellung im fernen Osten, und ich glaube, dass sie noch ansehnlicher werden wird." Und dennoch weiß er erstens, dass die Chinesen die Europäer hassen und sich ihren Wünschen nicht aus Liebe oder Dankbarkeit, sondern aus Furcht fügen, und zweitens, dass dem chinesischen Staate ernste Gefahren nicht von der See-, sondern von der Landseite her drohen. Folglich ist die Macht, die ihm von der Landseite gefährlicher werden kann, auch in der Lage, auf seine Regierung einen größeren Druck auszuüben, somit einen größeren Einfluss (was gleichbedeutend mit einer ansehnlicheren Stellung ist) in China zu gewinnen. Nun wissen wir — und das weiß auch Sir George Curzon — dass längs der ganzen, über 3500 englische Meilen fortlaufenden russisch-chinesischen Grenze Russland einzelne Theile des chinesischen Reiches ebenso leicht wie seinerzeit das Amurgebiet annectieren kann. Auch würde China Stücke von Ost-Turkestan oder Mongolien ziemlich leicht verschmerzen. Hingegen hat die Mandschurei eine große Wichtigkeit für die chinesische Regierung. Die regierende Dynastie stammt aus der Mandschurei, in Mukden sind die Gräber der Ahnen des chinesischen Kaiserhauses, und ein bei Mukden concentriertes russisches Heer wäre für Peking bedrohlich. Mit dem Ausbau der sibirischen Bahn und der bereits erwähnten russischen Bahnen in die Mandschurei, der jedenfalls noch im laufenden Jahrhunderte stattfinden dürfte, wird Russlands Stellung gegenüber China bedeutend gestärkt sein. Hieraus ersehen wir, dass es heute bereits in der Lage ist, auf China einen sehr fühlbaren Druck auszuüben, und dass seine Stellung gegenüber China in kurzer Zeit noch vortheilhafter sein wird.

Auch das französische Gebiet, dessen Nordgrenze in Indochina allerdings über 2000 *km* von Peking entfernt ist, stößt an sehr reiche,

fruchtbare, dicht bevölkerte chinesische Provinzen, deren Verlust für das Reich sehr empfindlich wäre. Durch die im Juni 1895 mit China abgeschlossenen Conventionen hat Frankreich das Recht erworben, die in Annam gebauten oder noch zu bauenden Eisenbahnen nach China fortzusetzen, wodurch seine Lage daselbst mit der Zeit noch günstiger wird. England hingegen grenzt an arme, von Peking weit enfernte chinesische Provinzen und kann deshalb von der Landseite aus China beiweitem nicht so arg bedrohen wie Russland oder sogar Frankreich. Und da diese beiden Mächte gegenwärtig und wohl auch in absehbarer Zukunft Hand in Hand gehen, so gelangen wir zum Schlusse, dass der russisch-französische Einfluss in Peking stark und dauernd sein wird.

Wir haben bereits hervorgehoben, dass die Machtfragen in Asien zu Lande und nicht zur See entschieden werden müssen, und halten es daher für rathsam, einen Blick auf die Landkräfte der Mächte, die eine Herrschaft daselbst anstreben, zu werfen.

Fangen wir mit Russland an. Russland ist infolge seiner riesigen Ausdehnung nicht imstande, seine Streitkräfte jederzeit, den Forderungen der momentanen Situation entsprechend, nach einem beliebigen Punkte der Grenze zu dirigieren, und schon in früheren Jahrhunderten bildete es allmählich seine besonderen Kosakenheere. In unserem Jahrhunderte wuchs die kaukasische Armee von 3000 Mann (1804) auf 280.000 Mann (1853). Während der Regierung Kaiser Alexanders III. concentrierte Russland den größten Theil seines Heeres an seiner Westgrenze, ganze Divisionen der kaukasischen Armee stießen zu den westlichen Truppen und wurden durch neue Formationen ersetzt. Gegenwärtig bilden Russlands Streitkräfte in Asien drei abgesonderte Gruppen, nämlich die kaukasische, die turkestanische und die amurische Armee.

Die kaukasische Armee hat im Kriegsstande 210 Bataillone, 9 technische Compagnien, 39 Festungsartillerie-Compagnien, 242 Escadronen und Sotnien sowie 48 Batterien mit 7100 Officieren, 310.000 Mann, 91.000 Pferden, 190.000 Feuergewehren, 35.000 Reitern, 692 Geschützen und 11.000 Fuhrwerken.

In Turkestan hat Russland im Kriegsstande 24 Bataillone, 1 technisches Bataillon, 18 Escadronen und 4 Festungsartillerie-Compagnien mit 1275 Officieren, 30.000 Mann und 4600 Pferden. Hierbei muss bemerkt werden, dass mittelst der transkaspischen Eisenbahn Truppen aus dem Kaukasus mit nicht allzu großem Zeitaufwande nach Turkestan befördert werden können, so dass die kaukasische Armee auch als Reserve der turkestanischen in Betracht kommt.

Das Amurgebiet und das Primorskische Land, die einen besonderen Militärbezirk bilden, sind dagegen vom Kaukasus und vom europäischen Russland, wo das Gros des russischen Heeres dislociert ist, so weit entfernt, dass es einer sehr langwierigen Operation bedürfte, um Truppen von dort in das Amurgebiet zu ziehen. Einige Beispiele werden dies am besten anschaulich machen. Im April 1895 erschien der Prikaz für den Abmarsch von zwei in Rjäzan stationierten Batterien nach dem Amurbezirk. Am 20. Mai giengen die Batterien per Bahn nach Omsk ab, wo sie am 1. Juni ankamen. Von Omsk setzten sie ihre Reise in Fußmärschen fort, kamen am 5. August in Kansk (1800 *km* von Omsk) und im Spätherbste in Nertschinsk an, nachdem sie eine Strecke von 3700 *km* zurückgelegt hatten. Von zwei Bataillonen aus Westsibirien wurde eines nach Chabarowka, das andere nach Wladiwostok dirigiert. Sie überwinterten in Irkutsk und werden erst heuer an ihrem Bestimmungsorte eintreffen. Aber selbst nach dem Ausbau der sibirischen Eisenbahn würde die Heranziehung namhafterer Streitkräfte aus dem europäischen Russland — in Westsibirien sind nur sehr wenige Truppen dislociert — in das Amurgebiet mit großen Schwierigkeiten verbunden sein. Die Übersiedlung einer Abtheilung dahin dürfte einen Monat in Anspruch nehmen, und man müsste über einen ungeheueren Wagenpark verfügen, um Militärzüge rasch aufeinander folgen zu lassen. Manche Truppentheile, insbesondere auch viel Kriegsmaterial wurden auf dem Seewege aus den Häfen des Schwarzen Meeres über den Suezcanal nach Wladiwostok gebracht. Während eines Krieges würde jedoch dieser Weg kaum offen bleiben. Wir ersehen daraus, dass die Amurtruppen im Kriege schwerlich auf rasche und ausgiebige Verstärkungen aus dem europäischen Russland rechnen können, da die Truppenzufuhr zu Lande wie zur See sehr umständlich ist; folglich muss die Amurarmee ebensowie seinerzeit die kaukasische den Verhältnissen entsprechend rechtzeitig verstärkt werden. Es hatte der Amurmilitärbezirk 1890 im Kriegsstande $26^1/_2$ Fußbataillone, 3 Compagnien, 26 reitende Sotnien und 7 Batterien und 2 Halbbatterien mit 58 Geschützen; dagegen 1893 $27^1/_2$ Bataillone, 29 Sotnien, 10 Batterien, 2 technische Compagnien und 3 Festungsartillerie-Compagnien mit 72 Geschützen; endlich 1895 33 Bataillone, 38 Sotnien, 16 Batterien mit 118 Geschützen, $2^1/_4$ technische Bataillone und 4 Festungsartillerie-Compagnien. Im Jahre 1893 hatte Russland einen Kriegsstand von 1000 Officieren, 28.000 Mann und 2700 Pferden, 1895 einen solchen von 1300 Officieren, 37.800 Mann

und 3600 Pferden im Amurbezirke. Es unterliegt keinem Zweifel, dass in den nächsten Jahren die Truppen des Militärbezirkes Amur noch bedeutend verstärkt werden. In der That meldet der „Sibirsky Wiestnik" die bevorstehende Ankunft eines Infanterieregimentes (4 Bataillone) in Tomsk, das für den Amurmilitärbezirk bestimmt ist. Der „Raswiedtschik" erfährt von seinem Correspondenten, dass in Kazan in jedem Reservebataillon 150 Recruten für den Militärbezirk Amur abgerichtet werden, der „Times"-Correspondent berichtet aus Odessa, dass am 25. Februar 1896 der Kreuzer „Saratow" mit 1500 Mann an Bord nach Wladiwostok in See gegangen ist u. s. w. Jedenfalls wäre in einem so armen und unentwickelten Lande wie das Amurgebiet die Verproviantierung größerer Truppenmassen und ihre Versorgung mit dem nöthigen Kriegsmateriale mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden, und aus diesem Grunde bleibt die Frage offen, ob es Russland gelingen werde, seine Truppen daselbst rechtzeitig auf den erforderlichen Stand zu bringen, um den Japanern im fernen Osten zuvorzukommen.

Die junge japanische Armee, welche vor kurzem im Kriege mit China die Feuerprobe glänzend bestanden und ihre Kriegstüchtigkeit vollkommen bewiesen hat, gliedert sich in die stehende Armee mit ihrer Reserve, die Territorialarmee und die Nationalarmee.

Das stehende Heer setzt sich zusammen aus 1 Garde- und 6 Infanteriedivisionen, der selbständigen Brigade in Jesso, der Miliz von Tsushima, der Festungsartillerie und dem Gendarmeriecorps.

Die Territorialarmee besteht aus 12 Infanterieregimentern, 12 Pelotons Cavallerie, 12 Geniecompagnien, dann Artillerie-, Train-, Proviant- und Sanitätsabtheilungen.

Die Organisation der Nationalarmee ist nicht bekannt.

Der Friedensstand der Armee beträgt 4000 Officiere, 70.000 Mann.

Der Kriegsstand beträgt: 1. Linie 95.000 Mann, 3500 Reiter, 252 Feld- und Gebirgsgeschütze; 2. Linie rund 100.000 Mann, von denen 50.000 Mann ausgebildet sind.

Der Ersatz der Abgänge erfolgt für jede Waffengattung aus ihren Depotformationen.

Die Ausbildung und Ausrüstung ist dem europäischen Muster vollständig nachgebildet. Wie bekannt, werden jährlich japanische Officiere zur Special- und Fachausbildung nach Europa commandiert, um bewährte europäische Heeresinstitutionen in ihre Armee zu verpflanzen.

Nach dem Frieden von Simonoseki, als Japan durch Russland, Deutschland und Frankreich gezwungen worden war, auf den Besitz

der Halbinsel Liaotong zu verzichten, entschloss es sich, seine militärischen Institutionen weiter zu entwickeln, um den kommenden Ereignissen in voller Rüstung zu begegnen. Bisher fehlen zwar authentische Angaben über die japanischen Entwürfe, aber die Absicht der Regierung, die See- und Landmacht zu verstärken, wurde klar und unumwunden in der Thronrede des Kaisers bei der Eröffnung des Parlamentes in Tokio am 29. December 1895 ausgedrückt. Der Herrscher sagte: „Seit jeher war es unser Bestreben, die Vertheidigung des Landes allmählich zu vervollkommnen. Um die während des letzten Krieges erlittenen Verluste zu ersetzen und die erforderliche Vorsorge für die Schlagfertigkeit unserer Land- und Seemacht zu treffen, haben wir unseren Rathgebern den Auftrag ertheilt, Vorschläge für die hierzu nöthigen Maßregeln auszuarbeiten.“ Wir können nicht genau angeben, inwieweit die Regierung das Heer zu vergrößern gedenkt, aber wir werden kaum fehlgehen, wenn wir annehmen, dass das gegenwärtige Contingent verdoppelt werden wird. Diese Maßregel soll binnen neun Jahren, d. i. bis 1905 durchgeführt sein. Bis dahin soll nach dem Correspondenten der „Times“ Japans Landheer 130.000 Mann präsent, 185.000 Reservisten und 210.000 Landwehrmänner, zusammen über eine halbe Million Streiter zählen. Nach dem bisherigen Vorgehen Japans ist anzunehmen, dass das Project auch durchgeführt wird.

Aber Japan als Inselreich kann nur dann seine Landkräfte zur Geltung bringen — an eine Landung in Japan denkt gegenwärtig wohl niemand — wenn es die See beherrscht und gegründete Aussicht hat, diese Herrschaft aufrecht zu erhalten; anders könnten seine Expeditionstruppen vom Mutterlande abgeschnitten und aufgerieben oder zur Ergebung gezwungen werden.

Wir müssen uns daher mit den japanischen Seekräften und zwar sowohl mit ihrem heutigen Stande, als auch mit ihrer voraussichtlichen Entwicklung befassen.

Vor dem Kriege mit China zählte die japanische Flotte 32 Kriegsschiffe und 23 Torpedoboote mit einem Gesammtdeplacement von 62.582 Tonnen und einem Matrosencorps von 13.928 Mann. Seither ist die japanische Marine durch chinesische Kriegsschiffe verstärkt worden. Neuestens hat die Regierung einen Plan für die Vermehrung und Ausbildung der Flotte im Laufe der nächsten sieben Jahre entworfen. Während dieser Zeit sollen circa 81 Millionen Yen für den Bau und die Armierung von Kriegsschiffen sowie 14 Millionen Yen für die Errichtung von Docks und von zahlreichen Bauten, die für eine be-

deutend vergrößerte Marine erforderlich sind, ausgegeben werden. Die Regierung beabsichtigt, die Marine bis zu einem Deplacement von 200.000 Tonnen zu bringen, wodurch sie den vereinigten Escadres Englands, Russlands, Frankreichs, Deutschlands und der Vereinigten Staaten, die im Stillen Ocean zusammen ein Deplacement von 188.000 Tonnen haben, überlegen wäre. Die japanische Marine wird sechs Panzerschiffe haben, stärker als die gegenwärtig unter fremder Flagge in japanischen Gewässern stationierenden. Freilich werden im Laufe der Zeit auch die Flotten der europäischen Mächte im Stillen Ocean und wird insbesondere die russische Flotte daselbst vermehrt werden. Gleichwohl wird es den europäischen Mächten schwer fallen, ihre Flotten im Stillen Ocean auf dem Niveau der japanischen Seemacht zu erhalten; auch die russische Amurarmee wird im ersten Jahrzehnte des zwanzigsten Jahrhunderts der japanischen Landmacht kaum gewachsen sein. Wir müssen daher constatieren, dass Japan schon jetzt eine achtunggebietende Macht geworden ist, deren Stimme in den den Osten Asiens berührenden Fragen nicht ungehört bleiben kann.

Im Laufe der letzten 30 Jahre ist Frankreich, welches noch 1862 nur unbedeutende Factoreien in Indien besaß, gleichfalls eine asiatische Macht geworden. Die Länder, die es unmittelbar beherrscht oder zur Anerkennung seines Protectorates gebracht hat, haben eine Ausdehnung von über 700.000 $km^2$ mit 23,000.000 Einwohnern. Seine Streitkraft besteht aus 25 Bataillonen mit der entsprechenden Cavallerie und Artillerie.

Englands indische Armee besteht aus englischen und eingeborenen Truppen, wobei als Grundsatz gilt, dass die Anzahl der englischen Truppen ein Drittel der Gesammtmacht zu betragen habe. Im Jahre 1895 standen in Indien 73.168 Mann englischer Truppen, was mit circa 146.000 Mann eingeborener Truppen ungefähr 220.000 Mann ausmacht. Die eingeborenen Truppen sind je nach den militärischen Eigenschaften der Volksstämme, aus welchen sie zusammengestellt und ergänzt werden, von sehr verschiedener Güte. Sie sind zu 4 Armeecorps formiert und bestehen aus 49 Cavallerieregimentern, 174 Bataillonen Infanterie nebst 92 Batterien und Festungsartillerie-Compagnien. Im Jahre 1885 wurde beschlossen, Anstalten zur Aufstellung einer Armee an der indischen Nordwestgrenze zu treffen. Diese Armee sollte aus 2 Armeecorps von 56.000 Mann und einer Reservedivision von 13.500 Mann bestehen. Und da Englands indische Armee seither nur wenig verstärkt wurde — im

Jahre 1888 zählte sie 72.345 Mann englischer und 127.810 Mann eingeborener Truppen, zusammen 200.155 Mann — so wird sie auch gegenwärtig kaum imstande sein, an der Nordwestgrenze eine größere Truppenmacht aufzustellen.

Es verdient hervorgehoben zu werden, dass, obwohl Englands indische Besitzungen seit 1888 im Norden und insbesondere im Osten und Süden (Birma, Malakka) bedeutend erweitert wurden und demzufolge auch die der indischen Armee zufallenden Aufgaben gewachsen sind, deren Stand seitdem dennoch nur um circa 20.000 Mann und speciell der Stand der englischen Truppen sogar nur um 800 Mann erhöht wurden.

## Schlussfolgerungen.

England hat sich im Laufe der letzten 30 Jahre durch seine asiatischen und afrikanischen Besitzungen in eine Continentalmacht verwandelt und wird den Consequenzen dieser Umwandlung nicht entgehen.

Es ist daher eine sehr gewagte Behauptung zu sagen: „Wenn wir fest entschlossen sind, wie bisher, so auch in der Zukunft unter allen Umständen das Meer zu beherrschen, dann ist das britische Reich gegen den Zerfall und gegen jede Gefahr, soweit menschliche Voraussicht reicht, vollkommen gesichert."

Die Herrschaft über das Meer ist für England unzweifelhaft eine Existenzfrage, denn ohne diese könnte es von seinen Colonien abgeschnitten und auf die Vertheidigung seiner heimischen Ufer beschränkt werden. In diesem Sinne hat der englische Marineminister Mr. Goschen vollkommen recht, wenn er sagt: „Die Escadres, die wir entsenden, sind die Armeecorps, welche wir an unserer Grenze aufstellen, ebensowie es die anderen Mächte thun." Ferner darf nicht übersehen werden, dass England kaum ein Drittel der Nahrungsmittel produciert, deren es bedarf. Es könnte daher leicht ausgehungert, seine Industrie und sein Handel könnten zugrunde gerichtet werden, wenn es aufhörte, die See zu beherrschen. Seine maritime Stellung ist mithin nicht eine bloße Machtfrage, sondern geradezu eine Existenzfrage. Dies sehen die Engländer vollkommen ein, und der Naval defence-Act von 1889 sowie die Naval programs von 1894 und 1896 wurden durch eine Volksbewegung, die sich entschieden für eine Verstärkung der Flotte aussprach, provociert; ja es wurde der Naval defence-Act der Regierung Gladstones geradezu aufgedrängt.

Dagegen haben die Engländer viel weniger Verständnis für die Nothwendigkeit einer starken Landmacht. Dies bestätigte Oberst Brookfield im englischen Parlamente am 13. März 1896 bei der Debatte über die Vertheidigung des Reiches und drückte die Hoffnung aus, dass künftig die maritime Politik nicht ausschließlich das Interesse der Öffentlichkeit in Anspruch nehmen werde. Sir J. Colomb und Sir H. Havelock bemühten sich, die Unzulänglichkeit der Streitkräfte, die für den auswärtigen Dienst zur Verfügung stehen, darzuthun: „Wir haben eine ausgedehntere Landgrenze als irgendwelche Macht der Welt. Zur Vertheidigung des Reiches ist das Zusammenwirken der Seemacht und der Landmacht erforderlich. Die Geschichte lehrt uns, dass sich die passive Abwehr stets als unzulänglich erwiesen hat. Während der letzten 15 Jahre hat sich Russland unserer indischen Grenze um 1200 Meilen genähert. Auch ist es notorisch, dass Russland den Besitz von Constantinopel anstrebt. An der östlichen Grenze Indiens sind wir die Nachbarn Frankreichs, Siams und Chinas geworden. Wenn man alle diese Umstände richtig gewürdigt und darnach gehandelt hätte, so müsste unbedingt unsere Armee in der öffentlichen Gunst ebenso hoch stehen, wie dies bei unserer Flotte gegenwärtig der Fall ist."

Trotzdem verlangten die beiden keine Erhöhung des Contingentes. Sir H. Havelock erklärte vielmehr, dass er nicht beabsichtige, das Heeresbudget auch nur mit dem Mehraufwande für die Erhaltung eines einzigen Mannes zu belasten, sondern nur zeigen wollte, dass die Streitkräfte durch eine zweckmäßige Reorganisation nahezu verdoppelt werden könnten, falls sie jenseits des Meeres verwendet werden müssten.

Gegenwärtig zerfallen Englands militärische Kräfte in drei Gruppen: die reguläre Armee sammt Reserve, welche für den auswärtigen Dienst bestimmt ist, die Miliz und die Yeomanry, bestimmt für den Dienst innerhalb des Vereinigten Königreiches, endlich die Freiwilligen, welche lediglich zum Dienste in Großbritannien selbst verpflichtet sind. Diese drei Gruppen haben eine Stärke von 582.390 Mann, aber nur 253.000 Mann, d. i. 44% der Gesammtstärke können zum auswärtigen Dienste verwendet werden. Das reguläre Heer sammt Reserve zählt in den Regimentsbezirken im Mutterlande 109.552 Mann, und weitere 37.603 Mann sind in den colonialen Garnisonen gebunden.

Die zuletzt Genannten sind vollkommen kriegstauglich, während die zuhause verbleibenden Truppen nicht als vollkommen tauglich für

den Landdienst betrachtet werden können, da 29.192 Mann eine kaum einjährige Ausbildung besitzen und ein bedeutender Theil von Englands Wehrmacht (73.000 Mann) in Indien festgehalten ist. Nach diesen Abzügen reduciert sich die mobile Kraft Englands auf 75.000 Mann, und da im Kriegsfalle einzelne coloniale Garnisonen auch noch verstärkt werden müssen, so wird England kaum imstande sein, mehr als ein Armeecorps auf das Kriegstheater zu entsenden. Von solchen Erwägungen ausgehend, äußerte Sir J. Colomb den Wunsch, dass die Miliz im ganzen Reiche verwendbar sein möge. Die Freiwilligen hingegen sollten im Bereiche der Vereinigten Königreiche in Anspruch genommen werden können.

Die Besprechung der erwähnten Vorschläge würde die Grenzen unseres Aufsatzes überschreiten. Es genügt zu constatieren, dass im englischen Unterhause eine langwierige Debatte über die Unzulänglichkeit der englischen Landmacht stattgefunden hat, und dass drei Tage später bei der Debatte über das Heeresbudget der Unterstaatssecretär im Kriegsministerium, Mr. Brodrick, erklärte, dass er seit dem Zusammentritte des Parlamentes Besprechungen mit mehr als 100 Mitgliedern des hohen Hauses gehabt habe, deren Anregungen nicht ohne Mehrausgaben zu verwirklichen wären, wogegen kein einziger ihm einen Rathschlag gegeben habe, der eine Ersparnis mit sich gebracht hätte. Dies ist ein Zeichen, dass sich das Interesse der englischen Bevölkerung der Landmacht zuzuwenden beginnt.

Bei der Vorlage des Heeresbudgets erklärte Mr. Brodrick, dass für die Vertheidigung des Reiches drei volle Armeecorps, vier Cavalleriebrigaden mit 112.000 Mann, bestehend aus Soldaten des regulären Heeres und der Reserve, zur Verfügung seien. Man darf jedoch nicht übersehen, dass der Bereitschaftsgrad der Armeecorps in England ein ganz anderer ist als auf dem Continente.

Von den drei erwähnten Armeecorps ist eines complet, ein zweites kann leicht organisiert werden, während für die Aufstellung eines dritten Vorsorge getroffen ward. Dabei müssen bei einer Mobilisierung sowohl die Stäbe wie die Truppenformationen aus den vorhandenen Truppen gebildet werden. Auf dem Continente hingegen sind die Armeecorps, Divisionen, Brigaden und Regimenter sammt Stäben, Intendanz, Train, Sanitätsabtheilungen u. s. w. bereits im Frieden aufgestellt. Jede Truppe hat alles Erforderliche bei sich, und besondere Abtheilungen sorgen für deren Ergänzung sowie für die Ausbildung der Recruten, die nach Bedarf ihre Stammtruppentheile zu ergänzen

haben. Nach durchgeführter Mobilisierung marschiert das Corps ab, und in seinem Bereiche wird für alle seine Bedürfnisse gesorgt.

In England ist bisher für die Ergänzung des Heeres im Kriege nicht ausreichend gesorgt worden. In der Debatte über das Heeresbudget sagte Major Dalbiac: „Um drei Armeecorps und vier Cavalleriebrigaden mit 112.000 Mann aufzustellen, wären alle Reservisten heranzuziehen, da in den Bataillonen dieser Armeecorps die Minderjährigen und die weniger kriegstüchtigen Soldaten ersetzt werden müssten. Folglich sollten wir hinter unserer gegenwärtigen Armeereserve noch eine weitere Reserve haben."

Auch die Ausbildung des englischen Heeres läfst manches zu wünschen übrig. Sir F. Fritz Wygram meinte, dass die englischen Cavallerieregimenter viel besser, tüchtiger und für den auswärtigen Dienst geeigneter wären, wenn deren Zahl vermindert würde. Dies unterliegt keinem Zweifel, da wir in derselben Debatte von Sir C. Dilke erfahren, dass England Regimenter mit 225 Pferden hat, darunter drei- und vierjährige Pferde, die in keiner anderen Armee der Welt gezählt werden dürften; und Mr. Brodrick selbst gestand, dass eine bedeutende Anzahl englischer Cavallerieregimenter in entlegenen Garnisonen ohne Exercierplätze war, daher auch ohne Gelegenheit, an Brigade- oder an gemischten Übungen theilzunehmen. Denken wir uns einen Escadronscommandanten, der Jahre hindurch keine Gelegenheit hat, im Regimentsverbande zu exercieren oder seine Escadron bei gemischten Übungen zu führen, oder gar einen Obersten, der nicht dazu kommt, ein Regiment zu commandieren (mit 225 Pferden kann er ja nur zwei Escadronen formieren) und im Vereine mit anderen Truppen zu verwenden! Ähnliche Übelstände bestehen auch bei der Infanterie. Es gibt in England 72 Infanterieregimenter mit je zwei Bataillonen. Da aber 52 Infanteriebataillone in Indien und 20 Bataillone in Gibraltar, Malta, Ägypten und anderswo liegen, so verbleiben in England selbst sehr wenige Regimenter zu je zwei Bataillonen — wogegen manche Regimenter nur Depots in England haben — und die meisten Bataillonscommandanten finden nie Gelegenheit, ihre Bataillone im Regimentsverbande zu führen, wie denn auch die wenigsten Oberste dazu kommen, ein Regiment zu befehligen. Unter solchen Umständen konnte Sir C. Dilke mit Recht behaupten, dass die englischen Militärs schwach in der Taktik seien, und dass die Generale keine Übung in der Führung größerer Truppenkörper haben.

Auch in den Vorarbeiten für die Mobilisierung steht England hinter den continentalen Mächten weit zurück. So z. B. erfahren wir aus dem Exposé des Unterstaatssecretärs im Kriegsministerium, dass ein Credit angesprochen wird, damit die 400 Tonnen Montursorten, die bei einer Mobilisierung an die Districte übersandt werden müssten, schon im Frieden in deren Depots vorräthig seien. „Die militärischen Autoritäten wünschen, dass der Reservist aus den Depots bekleidet, bewaffnet und ausgerüstet werde." Es würde zu weit führen, alle hierher gehörigen Maßregeln aufzuzählen. Wir wollen nur constatieren, dass die jetzige Regierung ernstlich bestrebt ist, bessere Verhältnisse für eine Mobilisierung zu schaffen. „Militärische Autoritäten," sagt Mr. Brodrick, „versichern uns, dass wir im Laufe der letzten Jahre einen bedeutenden Fortschritt im Bereitschaftsgrade unseres Heeres gethan haben. Nun hoffen wir in diesem Jahre noch einen Schritt weiter zu machen."

Im ganzen macht das oben erwähnte Exposé den Eindruck, dass Lord Salisburys Regierung etwas mehr Gewicht auf die Entwicklung der englischen Landmacht legt, als dies bisher der Fall war. Mr. Brodrick gibt aber zu, dass noch vieles zu thun und dass manches noch sehr unvollkommen sei, wobei er zu seiner Entschuldigung erklärt, dass das Budget, welches er mit dem Gutachten des Landesvertheidigungsausschusses vorlege, das Erstlingswerk eines Staatssecretärs und eines Commandant en chef sei, die noch keine 12 Monate dem Amte angehören.

Von besonderer Bedeutung ist der allgemeine Theil seiner Rede, in welchem er das Armeebudget auf verschiedene Gruppen vertheilt und den Beweis führt, um wie viel kostspieliger eine angeworbene als eine aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangene Armee sein muss. „Das hohe Haus hat zwei Thatsachen im Auge zu behalten: erstens, wenn es als vortheilhaft gilt, unsere mobile Kraft so zu erhöhen, dass wir im Nothfalle weitere drei Armeecorps aufstellen können, wenn also entsprechende Mittel bewilligt werden, um über eine ausreichende Mannschaft zu verfügen, so vermögen wir unsere drei Armeecorps zu verdoppeln und deren sechs zu haben, während das Heeresbudget keineswegs verdoppelt, sondern nur um 6,600.000 Pf. St. erhöht würde, wobei zur Vertheidigung des Mutterlandes noch 400.000 Mann verbleiben könnten. Zweitens dass wir 3,000.000 Pf. St. mehr für die drei mobilen, zu auswärtigen Zwecken bestimmten Armeecorps zahlen, weil wir die Recrutierung nicht einführen." Wir gelangen so zum

Schlusse, dass Lord Salisburys Regierung an dem gegenwärtigen englischen Militärsystem nicht rütteln, sondern allmählich die Schlagkraft der jenseits des Meeres verfügbaren englischen Armee steigern wird.

Die Regierung wird jedoch erst dann in der Lage sein, die active Armee zu verstärken, wenn die öffentliche Meinung in England zur Einsicht gekommen ist, dass die Beherrschung des Meeres allein nicht mehr ausreicht, um das britische Gesammtreich vor dem Zerfalle und vor jeder Schädigung auf lange hinaus zu bewahren.

Die Engländer müssen vorerst einsehen, dass das große Reich, wie Lord Wolseley in Somerset am 6. März 1896 richtig bemerkte, nur durch die Armee und die Flotte geschaffen wurde und nur durch diese beiden Factoren erhalten werden kann; nicht minder, dass beide in jedem großen Kriege einträchtig zusammenzuwirken haben, um günstige Bedingungen für die See- und Landschlachten, die siegreich ausgefochten werden müssen, zu schaffen.

England mit seinen über die ganze Welt ausgebreiteten Colonien und seinen weit reichenden Interessen braucht jedoch eine starke Armee, nicht allein um Schlachten zu schlagen. Eine starke Armee fördert nach dem bewährten Satze „Si vis pacem, para bellum" nicht nur den Frieden, sondern erhöht auch das Ansehen des Staatswesens. Und da ja doch die meisten öffentlichen Fragen in friedlichem Einvernehmen erledigt werden, so ist die latente Wirkung einer starken Armee stets weitaus größer als die Wirkung, die durch deren unmittelbare Verwendung erzielt wird.

In den letzten zwei Jahrzehnten sind diese Wahrheiten in England nicht genügend gewürdigt worden, und insbesondere die liberalen Regierungen haben nicht ungern am Marine- und Armeebudget gespart, während die großen Continentalmächte sorgfältig um die Entwicklung ihrer Land- und Seemacht bemüht waren. Erst im Jahre 1889 erzwang die englische öffentliche Meinung von der Regierung Gladstones den Naval defence-Act, und seit der Zeit ist man in England ernstlich bestrebt, die alte Überlegenheit zur See wieder herzustellen und zu erhalten. Während aber die continentalen Mächte ihre Armeen seit 25 Jahren fort und fort vermehren, ist das reguläre englische Heer heute schwächer als im Jahre 1810, und doch behaupten noch immer einflussreiche Politiker, dass England keine stärkere Armee brauche als diejenige, die der Herzog von Wellington zum Siege führte. Sie vergessen, dass England im Jahre 1810 und sogar noch im Jahre 1860

das Privilegium der Unangreifbarkeit daheim und in den Colonien besaß, was gegenwärtig weder für Asien noch für Afrika zutrifft, und dass die Armee, die England außerhalb des Landes verwenden kann, kaum mit dem belgischen und gewiss nicht mit dem rumänischen Heere einen Vergleich auszuhalten vermag. Und da sich Heer und Flotte in jedem großen Kriege das Gleichgewicht halten sollen, so bedarf es eines starken Heeres und einer starken Flotte, um das Ansehen Englands zu conservieren, seine Interessen zu wahren und es als begehrenswerten Alliierten erscheinen zu lassen.

Gegenwärtig herrscht in England eine gewisse Abneigung gegen dauernde Allianzen; sie sollen angeblich nutzlos sein, da England von den Interessen der europäischen Continentalmächte nicht berührt werde und diese hinwiederum gar nicht in der Lage seien, englische Interessen außerhalb Europas zu fördern, selbst wenn sie den Willen dazu hätten. Endlich seien die Kräfte des Dreibundes und des Zweibundes nahezu im Gleichgewichte, so dass keiner der beiden Theile wagen dürfe, den Rubicon zu überschreiten. Die Erhaltung des Friedens werde also am allerbesten durch Englands Neutralität gefördert.

Vor allem ist hervorzuheben, dass die Abneigung gegen eine dauernde Allianz eher aus dem stark entwickelten Selbstbewusstsein der Engländer als aus den geschichtlichen Erfahrungen zu erklären ist. Es wird genügen, wenn wir der großen Erfolge gedenken, die England zu Anfang dieses Jahrhunderts errungen hat, als es im Bunde mit den continentalen Mächten einen Kampf aufs Messer mit Napoleon dem Großen führte, nicht minder der Vortheile, die ihm das Bündnis mit Napoleon III. gebracht hat. Nach solchen Erfahrungen sollte England eigentlich keine Abneigung gegen Allianzen hegen. Sowohl die Feldzüge Wellingtons, wie der Krimkrieg und der chinesische Krieg haben sein Ansehen sehr gehoben, und es kann nicht oft und nachdrücklich genug betont werden, dass das Ansehen, das eine Macht bei den anderen Mächten genießt, nachhaltigere Vortheile verbürgt als ein momentaner Waffenerfolg.

Auch ist es nicht richtig, dass die Interessen der europäischen Continentalmächte England gar nicht berühren. In erster Linie sind die Schicksale des Dreibundes keineswegs völlig gleichgiltig für England. Lord Salisbury nannte die Nachricht über das deutsch-österreichische Bündnis eine gute und erfreuliche Nachricht. Sollte die Tripelallianz in einem Kriege unterliegen oder aus irgendeinem Grunde in Brüche gehen, so könnten die dadurch bewirkte Ohnmacht

Centraleuropas und die daraus folgende russisch-französische Hegemonie für England recht unangenehm werden. Ferner ist die Selbständigkeit Belgiens und sogar Hollands keineswegs gleichgiltig für England. Wegen der strategischen Verhältnisse des Mittelmeeres ist England an der Lage Italiens interessiert. Insbesondere aber ist die orientalische Frage, speciell das Schicksal Constantinopels und der Dardanellen von großer Wichtigkeit für England. Wir sehen daher, dass eine beträchtliche Anzahl continentaler Fragen für England von wesentlichem Interesse ist, und dass die Behauptung, derlei Fragen giengen England gar nichts an, der Wirklichkeit nicht entspricht.

Ebenso unzutreffend ist die Behauptung, dass die continentalen Mächte England außerhalb Europas nicht behilflich sein können. Gewiss muss ein souveräner Staat für seine Interessen vor allem selbst eintreten, und eine Coalition bildet sich nur, um gemeinsame Interessen zweier oder mehrerer Staaten gemeinschaftlich zu wahren, kann sich also nicht herbeilassen, alle Interessen eines Mitgliedes in Schutz zu nehmen. Dies ist auch bei der Tripelallianz der Fall. Ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ist, solange Russland neutral bleibt, ebensowenig wie der Krieg zwischen Italien und dem Negus Menelik ein Casus foederis. Aber auch im Frieden können sich Alliierte unzählige Dienste erweisen, die in ihrer Gesammtwirkung möglicherweise die durch einen großen Krieg erzielten Erfolge aufwiegen. Im letzten Jahrzehnte ist der Einfluss Europas auf die afrikanischen Angelegenheiten ein ganz gewaltiger geworden. England bemühte sich, die gegenseitigen Macht- und Einflussphären durch Verträge mit den in Afrika interessierten Mächten, nämlich mit Frankreich, Deutschland und Italien zu fixieren. Aber die Entwicklung der im Aufschwunge begriffenen Colonien fördert neue Aspirationen zutage, und es entstehen Conflicte, bei denen der entschlossenere, momentan in günstigerer Situation befindliche Theil den Sieg davonträgt. In solchen Fällen ist die moralische Unterstützung befreundeter Mächte von unschätzbarem Werte. Wir brauchen nur auf die diplomatische Geschichte der afrikanischen Angelegenheiten der letzten Jahre sowie auf die Abstimmung Deutschlands, Österreich-Ungarns und Italiens in der Schuldencommission in Kairo wegen Vorstreckung einer halben Million ägyptischer Pfunde für die Expedition nach Dongola zu verweisen. Natürlich wäre ein intimes Einverständnis zwischen England und Deutschland eine Bedingung der gegenseitigen Unterstützung ihrer Ansprüche in Afrika, weil Deutschland wie England die Entwicklung und Ausbreitung ihres afrikani-

schen Gebietes anstreben. Beide Mächte müssten sich daher über ihre Aspirationen verständigen, umsomehr als im Jahre 1890 Reichskanzler Caprivi den deutschen Colonialunternehmungen ein geringeres Interesse entgegenbrachte, als dies gegenwärtig der Fall ist. Aber selbst in Asien, wo sich England mit Russland und seit kurzem auch mit Frankreich berührt, sind die übrigen continentalen Staaten Europas keineswegs ohne allen Einfluss, was sich bei dem Friedensschlusse zwischen China und Japan deutlich genug gezeigt hat.

Ihre Unterstützung wäre England sehr erwünscht gewesen, als es sich zu einer freundschaftlichen Intervention anschickte, während ihm die Unterstützung, die Deutschland und Frankreich Russland gewährten, um Japan zu zwingen, auf den Besitz der Halbinsel Liaotong zu verzichten, höchst peinlich war. Wie bekannt, rüstet Japan eifrig zu Wasser und zu Lande, und da die Machtfrage im fernen Osten keineswegs definitiv entschieden ist, so wird auch das fernere Verhalten Deutschlands im Stillen Ocean nicht gleichgiltig für England sein. In Persien, Afghanistan und Indien könnten freilich die Mächte des Dreibundes England weniger behilflich sein. Dagegen mag das Schicksal der Türkei — die asiatischen Besitzungen des Sultans mit inbegriffen — die Bedeutung einer europäischen Frage gewinnen. Doch in Persien, Afghanistan und Indien spielt das Ansehen der rivalisierenden Mächte eine hervorragende Rolle, und die deutlich zutage tretende Isolierung Englands sowie die weit verbreitete Meinung von Englands Schwäche zu Lande müssen sein Ansehen untergraben.

Deshalb glauben wir, dass sowohl die Stärkung der Landmacht, als auch der Beitritt zum Dreibunde Englands Position in Indien befestigen würden; die meisten Engländer aber werden Curzons Meinung theilen: „Salus Indiae suprema lex."

Zuletzt wollen wir uns der Behauptung zuwenden, dass die Interessen des Friedens am allerbesten durch Englands Neutralität gefördert werden, da die beiden sich gegenüber stehenden Bündnisse einander das Gleichgewicht halten und kein Theil es wagen dürfe, den Rubicon zu überschreiten.

Durch das bisherige Verhalten des Dreibundes sind dessen friedliche Absichten außer jeden Zweifel gesetzt worden, und der Beitritt einer weiteren friedlichen Macht würde die Chancen des Friedens noch erhöhen, weil man einen Feind, dessen Überlegenheit außer Frage steht, nicht leicht angreift. Das deutsch-österreichische Bündnis ist entstanden, um dem grollenden Russland gegenüber ein Gegengewicht

zu schaffen. Die Mächte Centraleuropas handelten nach den Grundsätzen der politischen Gleichgewichtstheorie, die Polybios folgendermaßen formuliert: „Niemals darf man die Vorsicht versäumen und nie einer Macht zu einer Höhe verhelfen, bei der man nicht mehr imstande ist, die vertragsmäßigen Rechte zu behaupten." Wären von Russland nur die mitteleuropäischen Mächte bedroht, dann allerdings wäre England in der glücklichen Lage, seine Kräfte zu schonen, nach dem Ausspruche Mr. Dillons „den Sieg in eine Niederlage zu verwandeln und den Sieger im Namen der Humanität, der Religion oder der politischen Rücksicht zu zwingen, auf seine Beute zu verzichten", wie das die europäischen Mächte im Vereine mit England 1878 auf dem Berliner Congresse Russland gegenüber gethan haben. Aber Russlands Ziele lassen sich weder in Europa noch in Asien mit Englands Interessen in Einklang bringen. Ebenso verfolgt Russlands Alliierter, Frankreich, Ziele, die auf England zumeist peinlich wirken müssen. Während der Dreibund wesentlich negative Ziele verfolgt und vor allem den Frieden und den Status quo erhalten möchte, strebt der Zweibund die Erreichung positiver Ziele an. Russland und Frankreich leisten sich gegenseitig Vorschub, und zum großen Theile ist ihre Action direct gegen England gerichtet. Bei einer derartigen Sachlage kann dieses nicht die bequeme Rolle des unparteiischen Schiedsrichters spielen, der aber seine Zuschauerrolle sofort aufgibt, wenn es ihm angenehm oder vortheilhaft ist, da es ebensowie Russland und Frankreich positive Ziele verfolgt und nebstbei an manchen Fragen im selben Maße wie der Dreibund, an vielen anderen sogar allein interessiert ist: und gerade in diesen singulären Fragen tritt Englands Isolierung am grellsten hervor.

Sie wirkt abträglich auf Englands Interessen und zwar nicht nur dann, wenn es zur Erreichung seiner Ziele die Unterstützung der Mächte braucht, sondern auch dann, wenn es die sich darbietenden Gelegenheiten auszunützen sucht, um sich bei Verschiebungen der Machtverhältnisse entsprechende Vortheile für seine Zugeständnisse zu sichern oder schwebende Streitfragen günstig beizulegen. Wäre England nicht isoliert, so hätte es bei der Eroberung Madagaskars durch die Franzosen und bei der Kündigung der durch die madagassische Regierung mit den europäischen Mächten abgeschlossenen Verträge vielleicht seine Lage in Ägypten und jedenfalls die Frage der Delagoa-Bai sowie der östlichen Häfen Afrikas, wo es so wichtige Interessen vertritt, diplomatisch regeln können. Nichts Derartiges ist geschehen, und jetzt erklären die

Franzosen schon, dass die Delagoa-Bai sehr wichtig für Madagaskar sei. Inzwischen hat Frankreich Madagaskar annectiert, und trotzdem hat England auch diese Gelegenheit nicht benützt, um die Stellung der Ostküste Afrikas zur Sprache zu bringen.

Bald wird auch eine marokkanische Frage auf die Tagesordnung kommen. Dort herrschen anarchische Zustände. Der junge Sultan ist kaum imstande, der Verhältnisse Herr zu werden, und Frankreich, mit der ganzen Westgrenze Algiers sein unmittelbarer Nachbar, beginnt Marokko auch vom Süden zu umklammern und wird das Land bald unter seine Botmäßigkeit gebracht haben, da der Sultan sich allen französischen Wünschen fügen muss, wenn er auf dem Throne bleiben will. Dabei ist nicht außeracht zu lassen, dass Spanien und Italien stark in Anspruch genommen sind, dieses durch Erythräa, jenes durch Cuba. Sollte daher England am Tage, da die marokkanische Frage entschieden wird, noch immer isoliert sein, dann wird es weder Zugeständnisse für Ägypten, noch andere Vortheile als Preis seiner Zustimmung zu den über Marokko gefassten Beschlüssen erlangen.

Wir haben bereits erwähnt, dass England durch seine Neutralität das zwischen dem Dreibunde und dem Zweibunde bestehende Gleichgewicht der Kräfte im Interesse des Friedens zu erhalten gedenkt. Analoge Anschauungen scheinen auch in Deutschland zu herrschen. „Es ist klar," sagt der Verfasser einer deutschen Broschüre, „Our English Friends", „dass die deutschen Interessen durch diese Gegnerschaft des Zweibundes und Englands nicht nur nicht alteriert, sondern sogar mittelbar gefördert werden. Je mehr man sich in Russland und Frankreich mit den englischen Aspirationen in der Weltpolitik zu beschäftigen beginnt, und je breiter und tiefer die Kluft zwischen den beiden Verbündeten einerseits und ihrem natürlichen Gegner andererseits wird, desto freier und sicherer kann das auf den Dreibund sich stützende Deutsche Reich seine unabhängige Friedenspolitik weiter verfolgen." Es lässt sich aber nicht leugnen, dass die Tendenz, aus dem Bestehen des Dreibundes Nutzen zu ziehen, ohne ihm selbst nützen zu wollen, lebhaften Unwillen erregen muss, der insofern berechtigt ist, als die Dreibundmächte, insbesondere Deutschland, vor keinem Opfer zurückscheuen, um ihren Gegnern gewachsen zu sein, während England erst seit sieben Jahren die Vermehrung seiner Flotte in Angriff genommen hat und eben erst daran ist, zur Verstärkung seines Landheeres zu schreiten.

Die gegenwärtige Politik Deutschlands wird durch folgende Erwägungen verständlich.

Erstens wollte es nachdrücklich beweisen, dass die deutschen Interessen in Afrika ebensowie die englischen und die französischen berücksichtigt werden müssen; zweitens dass die Unterstützung Deutschlands zuweilen auch im fernen Osten wertvoll sein könne; schließlich sollte durch die Gefälligkeit gegen Russland die Spannung zwischen ihm und Deutschland, somit auch zwischen dem Zweibunde und dem Dreibunde abgeschwächt und der zwischen Berlin und Petersburg fallen gelassene Faden wieder aufgenommen werden. England beantwortete das Zusammengehen Deutschlands mit dem Zweibunde durch sein gemeinsames Vorgehen mit diesem in der armenischen Frage. Aber die Erfahrungen, die es dabei machte, sind keineswegs geeignet, es zu weiteren Anknüpfungsversuchen zu ermuntern. Den Armeniern wurde nicht geholfen, also die Absicht der englischen Action vereitelt, und überdies wurde der Sultan in Russlands Arme getrieben.

Die gegenwärtige Tendenz der continentalen Mächte, sich bis an die Zähne zu bewaffnen und fort und fort einander an Rüstungen zu überbieten, ist sowohl für die Völker, als für die Regierungen ungemein lästig und der Wunsch, die schwere Last zu erleichtern, ganz natürlich. Dementsprechend ist die europäische Publicistik auf der Suche nach geeigneten Mitteln, um die Gegensätze zwischen den in steter Kriegsbereitschaft einander gegenüber stehenden Mächten auszugleichen, und nach dem bewährten Grundsatze „Les absents ont toujours tort" werden dabei die Interessen Englands vollkommen ignoriert. So schrieb z. B. die Petersburger „Nowosti" im November 1892: „Wir brauchen Constantinopel nicht, wir müssen aber die Dardanellen haben, und solange sie nicht unser sind, wird die orientalische Frage stets als ein Damoklesschwert über Europa hangen. Es gibt eine sehr einfache Lösung, nämlich die, dass Russland dem Sultan seine europäischen und asiatischen Besitzungen garantiert und dafür die Dardanellen erhält." Diesen Artikel bezeichnet der „Standard" als das klarste Exposé, das jemals über die notorischen Ziele der russischen Diplomatie ausgegeben worden sei. Im Jännerhefte der „Preußischen Jahrbücher" vom Jahre 1896 bemüht sich ein Vir pacificus in einem „Politische Träumereien" überschriebenen Artikel auseinanderzusetzen, wie sich die Interessen der Dreibunds- und der Zweibundsmächte ausgleichen ließen. Auch wir halten seine Vorschläge für Träumereien, obwohl, wie er im Märzhefte sagt, „in der phantastischen Schale allerdings sehr ernste Kerne stecken". Er wünscht nämlich, dass Russland für die Abtretung Polens und Livlands die asiatische Türkei und, wenn ihm

dieser Preis nicht genügte, noch andere Gebiete in Asien, wo Compensationen möglich seien, an sich brächte. Nun lehrt aber die Geschichte Russlands, dass es im Osten alle seine Eroberungen spielend gemacht hat, während es jede Erwerbung im Westen mit vieler Mühe und großen Opfern erkaufen musste; Gebiete wie Polen und Livland tritt man nicht leichthin ab, und überdies glaubt das russische Volk fest daran, dass es im Westen eine historische Mission zu erfüllen habe. Wer sich näher darüber belehren will, sei auf zwei vorzügliche Arbeiten: „Die Gefahr von Osten“ von Erwin Bauer und die „Europäisierung Russlands“ von Alexander Brückner verwiesen. Selbst ein kurzer Zeitraum, während dessen die Zweibundsmächte ungestört gegen England auftreten, könnte ihm sehr nachtheilig werden.

Wenn wir alles zusammenfassen, so sehen wir, dass die Politik der freien Hand England zur Isolierung führt; diese aber hindert es, seine Absichten durchzusetzen, seine Ziele zu erreichen, die sich darbietenden Gelegenheiten festzuhalten und Änderungen der Machtverhältnisse zur Erlangung entsprechender Vortheile oder zur Lösung schwebender Fragen auszunützen.

Nun hat freilich Lord Salisbury erklärt: „Ich kümmere mich nicht um unsere Isolierung, solange wir unter uns einig sind.“ Wir dürfen uns indes durch diese zuversichtliche Erklärung nicht irre machen lassen. Niemand vermag die Nachtheile einer solchen Politik besser zu beurtheilen als der edle Lord; aber als Oberhaupt der Regierung darf er davon nicht reden, bevor er die Bedingungen für das Heraustreten aus der Isolierung geschaffen hat. Um gerecht zu sein, müssen wir zugestehen, dass seine Regierung ein isoliertes England und dazu noch manche verfahrene Action übernommen hat. Und darum glauben wir, dass er seinen vertrautesten Mitarbeitern gegenüber — öffentlich darf er es nicht zugeben — die Nachricht vom Beitritte Englands zum Dreibunde auch als eine gute und erfreuliche Nachricht bezeichnen würde

Die gegenwärtige englische Politik entspricht unzweifelhaft der englischen Tradition, welche von jeher darauf aus war, das Interesse des Augenblicks in schärfster Weise wahrzunehmen, ohne über das nächste Ziel hinaus einen Blick in die ferne Zukunft zu thun. Diese Eigenthümlichkeit wird von Lord Rosebery daraus erklärt, dass Russland autokratisch verwaltet werde, während sich England auf eine Reihe demokratischer Parlamente stütze. Demzufolge kann sich Russland entlegene Ziele stecken, sie fortwährend im Auge behalten und mit Beharrlichkeit ohne Übereilung verfolgen. Ein englischer Staatsmann

hingegen muss vor allem an die Gegenwart denken, da er nicht weiß, ob er oder seine Partei in die Lage kommt, seine Pläne durchzuführen, und ob überhaupt nach einigen Jahren noch daran festgehalten wird. Um gerecht zu sein, müssen wir auch einräumen, dass Russlands Politik sich einfacher darstellt, da es in sich abgeschlossen ist, während Englands Besitzungen in der ganzen Welt zerstreut sind. Und während Russland nicht nur seine Interessen sorgfältig überwacht und nachdrücklich vertritt, sondern nach Bedarf auch energisch für sie eingreift, möchte England am liebsten die Vertheidigung seiner Interessen anderen überlassen. In der von uns bereits angeführten Manchester-Rede von 1879 betont Lord Salisbury, dass die Schirmung der Balkanhalbinsel in erster Linie der Türkei zukomme, und dass auch Österreich mächtig sei. Er unterlässt jedoch hinzuzusetzen, dass diese Mächte im Nothfalle auf Englands Unterstützung rechnen können. Am auffallendsten zeigte sich die Kurzsichtigkeit der englischen Politik während des Krimkrieges. Es ist unglaublich, aber wahr, dass gerade England, welches viel mehr Grund als Frankreich hatte, Russlands Fortschritte sowohl in Europa, als in Asien zu fürchten, sich dagegen sträubte, Kaiser Napoleons III. Anträgen gemäß den Zweck des Krieges den gebrachten Opfern entsprechend auszudehnen. Nichts hinderte England, mit Hilfe der Türkei und Persiens, das seine verlorenen Provinzen zurückerobern wollte, im Kaukasus zu operieren, während Frankreich und Österreich in Europa thätig gewesen wären. Durch die Zurückdrängung der Russen hinter den Dniepr wäre die europäische Türkei vollkommen gesichert gewesen, durch die Wegnahme des Kaukasus die weitere Vorrückung Russlands in Asien wahrscheinlich ganz verhindert, jedenfalls aber sehr erschwert worden. Die Engländer befolgten jedoch die falsche Politik, die Schwächeren dem Stärkeren gegenüber im Stiche zu lassen, damit er von jenen beschäftigt und geschwächt werde, und überließen so die Polen und die Tscherkessen ihrem Schicksale. Sie hofften, dass die Zähigkeit und der Patriotismus der Polen den Russen durch lange Jahre Schwierigkeiten bereiten und dass wilder Muth, Fanatismus und Heimatsliebe den Tscherkessen es ermöglichen werden, ihre unersteigbaren Gebirge erfolgreich zu vertheidigen. Endlich hofften sie, dass die Russen nicht imstande sein werden, die dürftigen, ausgedehnten Kirgisen- und Turkomanenwüsten zu überschreiten. Sie übersahen aber, dass ein ungleicher Kampf stets mit der Niederlage des Schwächeren enden muss, wenn dem Stärkeren die entsprechende Zeit gelassen wird.

Die Engländer dachten sich Polen als eine schwere Kugel an Russlands Füßen; nun kann der Widerstand der Polen in der That auf die innere Entwicklung Russlands hemmend wirken, für die äußere Politik des Czarenreiches ist er nicht von Belang. Der Widerstand der Tscherkessen wurde gebrochen, die große Mehrzahl ausgewiesen, und der Kaukasus verlor seine heldenmüthigen Vertheidiger. Endlich gelang es den Russen, sich mit großer Ausdauer und geringem Kraftaufwande der mittelasiatischen Wüsten stückweise zu bemächtigen. Kurz, bald nach dem Pariser Frieden ist Englands Lage in Asien Russland gegenüber viel schwieriger geworden.

Die gegenwärtige Stellung Englands zum Dreibunde entspricht vollkommen seinen Traditionen. Es begrüßt freudig dessen Zustandekommen sowie die riesigen Rüstungen der Dreibundmächte und Japans, möchte aber selbst weder sein Heer verstärken, noch dem Dreibunde beitreten. Die Nachtheile der Isolierung Englands treten indes schon so grell zutage, dass es bei seiner gegenwärtigen Politik auf die Länge kaum wird verharren können.

Wir brauchen Englands Allianzfähigkeit nicht erst nachzuweisen, da sie ja doch nur von einigen gegen England feindlich gesinnten Publicisten in Frage gestellt wird und jeder Unparteiische hierin sofort arge Übertreibungen erkennt. Diejenigen, welche sich über Englands Wert für den Dreibund genauer unterrichten wollen, verweisen wir auf unsere Ausführungen im „Antagonismus der englischen und russischen Interessen in Asien", wozu wir noch bemerken, dass Englands Seemacht in den letzten Jahren bedeutend gehoben wurde, was offenbar seinen Wert für die Coalition erhöht. Auch würde Englands Entschluss nicht ohne Einfluss auf die Haltung mancher kleineren europäischen Staaten bleiben. Endlich haben wir die Annahme ausgesprochen, dass Englands Beitritt zur Coalition möglicherweise Frankreich bestimmen könnte, einen Krieg der continentalen Mächte mit Russland „Gewehr bei Fuß" zu beobachten. Wir stützten unsere Hoffnungen darauf, dass Frankreich seinen Colonialbesitz für die zweifelhafte Anwartschaft auf Elsass und Lothringen kaum riskieren wird. Denn das steht außer Zweifel, dass selbst ein glücklicher Krieg zu Lande Frankreichs Colonialmacht zugrunde richten würde. Nun wissen wir, dass gerade in den letzten Jahren Frankreichs Colonialpolitik riesige Erfolge aufzuweisen hatte. Und weil Frankreich eine Ergänzung seiner Macht durch ausgiebigen Colonialbesitz unbedingt braucht, wenn es die Grande nation bleiben will, so betrachten wir, obwohl die Annäherung

Frankreichs an Russland in den letzten sechs Jahren bedeutende Fortschritte gemacht hat, die Entwicklung seiner Colonialmacht, ihren steigenden Wert und das wachsende Interesse des französischen Volkes für die außereuropäischen Besitzungen als eminenten Friedensfactor.

Frankreich setzt jedoch seine Colonien nur dann einer Gefahr aus, wenn seine Gegner die See beherrschen. Solange dies nicht der Fall ist, bleiben sie aus dem Spiele, und Russlands Freundschaft kann Frankreich sogar nützlich sein, da, wie wir bereits hervorgehoben haben, der Zweibund eine active Politik verfolgt. Daher ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass Englands Beitritt zur Coalition auf Frankreichs Haltung beim Ausbruch eines Krieges von Einfluss sein würde. Dies wäre für uns höchst erwünscht, weil, wie wir im „Antagonismus“ gezeigt haben, dieser Krieg als Kampf zweier Civilisationen zu betrachten ist und Frankreich zu den glänzendsten Vertretern der westeuropäischen Civilisation zählt. Durch Frankreichs Antheil würde der Krieg schwieriger und blutiger, der Kampf um die Macht mehr hervor-, dagegen der civilisatorische Charakter des Krieges stark in den Hintergrund treten.

Nun lässt sich nicht leugnen, dass Russland als Culturmacht zum orientalisch-byzantinischen, dagegen die Mitglieder des Dreibundes zum westlichen, romanisch-germanischen Culturkreise gehören. „Russland,“ sagt Danilewski, „hat keinen activen Antheil an dem geistigen Leben und an der geistigen Entwicklung Europas genommen ... Russland hat nichts Gemeinsames mit dem, was in Europa gut oder schlecht heißt, mit einem Worte: Russland ist nicht Europa. Weder seine Bescheidenheit noch sein Stolz gestatten es ihm, sich Europa zu nennen.“ Und wirklich herrscht zwischen den europäischen Staaten und Russland seit jeher ein principieller und charakteristischer Unterschied, indem jene die größere oder geringere Theilnahme des Volkes an der Regierung zulassen, während dieses ganz despotisch regiert wird. „Zwischen zwei Culturwelten aber,“ sagt Gumplowicz in seiner „Sociologie und Politik“, „die auf so schroff entgegengesetzten und einander ausschließenden Principien beruhen, gibt es keinen Compromiss. Russland strebt naturgemäß nach Beherrschung Europas, und Europa beginnt mit richtigem Instinct die Gefahr zu wittern, die ihm nun nicht von den Osmanen mehr, sondern von Russland her droht.“ Man beginnt in Europa Russland genau und immer genauer kennen zu lernen. „Wo Russland,“ sagt der Vir pacificus in den „Preußischen Jahrbüchern“,

„wie in Livland und Polen mit einer westeuropäischen Cultur zusammenstößt, erscheint es uns schlechtweg als eine barbarische Macht."

Und selbst die Slavophilen, welche das „faule" Europa verachten und die Vorzüge der westlichen Civilisation bestreiten, müssen zugeben, dass dort, wo Russland Länder mit westlicher Civilisation beherrscht, bisher keine erfreulichen Resultate erreicht wurden. „Viele civilisierte Russen," sagt in einem Leitartikel vom 13. März 1896 General Komarows slavophiler „Swiet", „macht der Umstand perplex, dass Livonien im Jahre 1723, d. i. zur Zeit seiner Eroberung auf einer viel höheren Culturstufe als Russland stand und auch gegenwärtig Russland in keiner Hinsicht nachsteht. Demzufolge sprechen für die Russificierung des baltischen Landes keine civilisatorischen Gründe. Wir sollten doch richtiger denken. Wir russificieren das baltische Land, weil es uns gehört, mit unserem Blute erobert wurde und wir den russischen Staat für so gekräftigt halten, dass er imstande sein werde, seine Herrschaft über alle seine Völker und Länder zu sichern und zu bewahren." Dem gegenüber sei uns gestattet zu bemerken, dass das gewaltsame Russificieren und Bekehren zur Orthodoxie in der Absicht, ein Land desto sicherer zu behalten, gerade das ist, was der russischen Herrschaft in Ländern mit westlicher Cultur den Stempel einer barbarischen Macht aufdrückt und sein Joch unerträglich macht.

„In Asien," sagt der Vir pacificus, „wo es ganz seiner eigenen Natur gemäß leben und wirken darf, entwickelt es gar nicht die widerwärtigen Eigenschaften, die der Kampf gegen die Cultur im Westen aus ihm hervorlockt. Hier ist es selbst Culturmacht; gern erkennt Europa das an und betrachtet seine Fortschritte auf diesem Gebiete ohne Neid und Eifersucht." Unzweifelhaft bedeutet Russlands Vordringen in Centralasien, wo es nomadische, räuberische, wenig entwickelte Völker unterjocht, einen Fortschritt. Wenn man jedoch die Methoden Englands und Russlands gegenüber den unterjochten Völkern miteinander vergleicht, so muss man England vom culturellen Standpunkte den Vorrang zuerkennen. Russland strebt allenthalben die Assimilierung der Bevölkerung an, um ein Land dauernd festzuhalten. Deshalb appelliert es an die niedrigsten Instincte des Menschen und bemüht sich, bei Völkern oder Stämmen, die es erobern will, anarchische Zustände hervorzurufen, denn es braucht nur ein ethnisches Material, das Recruten liefert, Steuern zahlt und der Assimilierung zugänglich ist. Je höher daher ein Volk in cultureller Hinsicht steht, je mehr es an seinen Traditionen hängt, desto Ärgeres hat es von Russland zu erdulden.

England hingegen erzieht die Völker, über die es herrscht, bringt ihnen eine gerechte, erleuchtete Verwaltung und erweckt in ihnen die Liebe zur Unabhängigkeit, auch wenn sie bisher dafür noch nicht reif waren. Wir brauchen nur auf Indien zu verweisen, wo höhere Schulen für die Eingeborenen gebaut werden und eine freie nationale Presse aufblüht. Als Beispiel einer musterhaften, fortschrittlichen Verwaltung kann Ägypten angeführt werden. In der Colonisationsfähigkeit (sofern das Klima für Europäer geeignet ist) übertrifft England, das über eine große Zahl tüchtiger, fleißiger, unternehmungslustiger Colonisten verfügt, alle anderen Völker. Auch in ökonomischer Hinsicht entwickeln sich die englischen Colonien viel besser und schneller als die russischen. Vom culturellen Standpunkte ist daher Englands Herrschaft in Asien der russischen vorzuziehen.

Aber culturelle Interessen sind in der Wirklichkeit nicht allein maßgebend, und wenn für den Sieg der Germanen über die civilisierten Römer die Verkommenheit der Besiegten und die moralischen Eigenschaften und geistigen Anlagen der Sieger sprechen, so wird doch niemand bestreiten, dass die Scharen eines Attila, Dschingis-Khan und Tamerlan nur das Werk der Zerstörung verrichteten und viele thurmhoch über ihnen stehende Culturvölker niedermetzelten und unterjochten. Sowohl Individuen als Völker und Staaten brauchen nicht bloß Cultur, sondern auch eine den Verhältnissen entsprechende Widerstandskraft, um sich entwickeln zu können. Wir wissen aber, dass England in den letzten Jahrzehnten seine Unangreifbarkeit in den asiatischen wie in den afrikanischen Besitzungen bereits eingebüßt hat oder einzubüßen im Begriffe ist und sich dem Punkte nähert, wo es seine Ziele in beiden Welttheilen zu Lande verfolgen muss, während ihm seine Seemacht nur noch indirect beistehen kann. Nun sagt Curzon mit Recht, dass das Ansehen und der Reichthum, die England seinen asiatischen — wir würden hinzufügen: und afrikanischen — Besitzungen verdankt, die Grundlage des britischen Reiches bilden. Wenn wir indes an Englands Landmacht denken, so drängt sich unserem Gedächtnisse die Lehre der Geschichte auf, dass von den Zeiten Karthagos bis zum Untergange der Republik Venedig alle großen Seemächte durch Landarmeen geschlagen worden sind, freilich nicht zur See, wohl aber zu Lande. Englands Politik sollte sich daher den geänderten Verhältnissen anpassen, indem es seine Landmacht verstärkt und Alliierte gewinnt. Dies sieht jedoch die englische öffentliche Meinung nicht ein. Englische Abgeordnete möchten zwar Englands Wehrmacht erhöhen, jedoch ohne

dass die Präsenzstärke der Armee sich um einen Mann vermehren solle, und im „Speaker" vom 18. April 1896 lesen wir in dem Artikel „Ein neues Programm": „Generationen hindurch waren wir stolz auf unsere Unabhängigkeit, stolz darauf, dass wir, wie wir niemands Feinde waren, so auch niemand gegenüber irgendwelche Verpflichtungen hatten. Lord Roseberys Regierung bewahrte unsere Unabhängigkeit um jeden Preis und diente so am besten den Interessen des Landes. Lord Salisburys Regierung scheint unsere Unabhängigkeit geopfert zu haben."

Wir glauben deutlich genug die Nachtheile der Politik der Isolierung dargelegt zu haben. Solange alle anderen Mächte eine Politik der freien Hand führten und nur von Fall zu Fall Allianzen schlossen, brauchte sich auch das damals unangreifbare England in keine dauernden Abmachungen einzulassen. Inzwischen ist aber eine total veränderte Lage geschaffen worden. Es stehen zwei mächtige Allianzen einander entgegen, zu denen hin einige kleinere Staaten gravitieren. Auch kommt in Betracht, dass, wie Lord Rosebery richtig sagte, Russland in sich abgeschlossen ist, während Englands Besitzungen in der ganzen Welt zerstreut sind. Doch selbst das zusammengeschlossene, mächtige, mit einer riesigen Defensivkraft ausgestattete Russland, das über eine sehr große Armee verfügt und für sein Vordringen stets die Linie des kleinsten Widerstandes wählt, verhielt sich passiv, solange der Fürst von Montenegro sein einziger Freund war. Auch ist es nicht richtig, dass England zur Zeit der Regierung Lord Roseberys keine Feinde hatte. Sowohl Russland wie Frankreich verfolgen eine Politik, die wichtige Interessen Englands gefährdet, und solange dieses isoliert ist, muss es dem Drucke der Doppelallianz und ihrer Freunde fortwährend weichen, worunter seine Interessen und sein Ansehen leiden. Kann daher unser Vir pacificus, dessen Heimat ihre Kräfte aufs äußerste anspannt, um den kommenden Ereignissen gewachsen zu sein, mit einer gewissen Berechtigung sagen, dass, wenn Russland den Weltkrieg wagen sollte, Deutschland und seine Bundesgenossen ihn nicht zu fürchten haben, so darf dagegen ein Engländer, der die im Laufe der letzten drei Jahrzehnte geänderte politische Lage seines Vaterlandes sowie den Stand seiner Landmacht genau kennt, nicht mehr behaupten, solange Englands Flotte die mächtigste bleibt, sei Englands Zukunft für alle Zeiten gesichert. Er müsste denn Fatalist sein und an die Manifest destiny seines Vaterlandes glauben. Aber schon der große englische Gelehrte Darwin hat nachgewiesen, dass nur derjenige,

der den Kampf ums Dasein auszukämpfen vermag, eine gesicherte Zukunft hat, und England braucht nach seiner gegenwärtigen politischen Lage, um der Doppelallianz und ihren Satelliten gewachsen zu sein, unbedingt ein mächtiges Heer und mächtige Alliierte.

# Johann Baptist Türk und der Aufstand in Kärnten 1809.

Von **Dr. Hans Schmölzer.**

Trient.

Die Enthüllung des Andreas Hofer-Monumentes auf dem Berge Isel bei Innsbruck im Herbste des Jahres 1893 und die damit im Zusammenhange stehende, durch den k. und k. Militärintendanten Karl Schmid angeregte und auch durchgeführte Aufstellung einer Porträtgallerie aller jener Männer, welche in den Sturmjahren des Tiroler Freiheitskampfes hauptsächlich hervorgetreten sind und die ganze gewaltige Volksbewegung entflammten und leiteten, haben das Interesse für jene große Zeit neuerdings in nachdrücklicher Weise geweckt. Die öffentlichen Archive, die Sammlungen des Tiroler Landesmuseums, die Familienarchive wurden nach Aufzeichnungen aus jenen Tagen durchstöbert und dabei manch wertvoller Fund gemacht. Viele der Mitkämpfer haben das damals Erlebte und Geschaute in Tagebüchern oder Chroniken der Nachwelt zu erhalten gesucht. Berichte der verschiedenen Commandanten über die allgemeine Lage oder specielle Ereignisse geben oft ein bis in das einzelne anschauliches Bild. Freilich sind diese Quellen je nach dem Bildungsgrade und der Stellung des Berichterstatters oder nach der Zeit ihrer Abfassung von ungleichem Werte, manche auch durch Einseitigkeit getrübt, was in einer so aufgeregten Zeit wie die damalige wohl begreiflich erscheint. Wahrhaft erhebend und erquickend ist aber der Geist echten Mannesmuthes und bis zum äußersten gehender Opferwilligkeit, der aus ihnen allen zu uns Nachgeborenen spricht. Wer an der Hand der Quellen — und besonders gilt dies von den Tagebüchern, welche in ihrer nicht selten überaus großen Redseligkeit oft die intimsten Regungen der Geister verrathen — die Ereignisse in ihrem Verlaufe verfolgt, wird alsbald wahrnehmen, wie mit der zunehmenden Größe der Aufgabe und Ver-

antwortung sowie der Gefahr auch die Größe der einzelnen und damit des ganzen Volkes wuchs. Es ist der Athem einer wirklich großen Zeit, der uns aus diesen vergilbten Blättern und ihrer schlichten Sprache entgegenweht. Sie geben uns Kunde von einem starken Geschlechte von Männern, die kein Bedenken und kein Zaudern kannten, wenn es die Sache der Religion oder des Vaterlandes galt, die, immer von neuem zum verzweifelten Kampfe bereit und entschlossen, ihre letzte Habe fast ohne einen Klagelaut und schließlich selbst ihr und der Ihrigen Leben muthvoll in die Schanze schlugen. Und zwar waren es nicht bloß einzelne vor den übrigen hervorragende Männer, welche von diesem Geiste beseelt waren, er hatte in gleicher Weise die breite Masse des Volkes durchdrungen. Jeder war ein Held.

Ein solch wackerer, von flammender Vaterlandsliebe erfüllter und kampfbegeisterter Mann tritt uns in der Gestalt des Johann Baptist Türk entgegen. Sein Name wird wohl vereinzelt in den tirolischen Geschichtswerken, welche die Kämpfe der Tiroler mit den Franzosen und Bayern erzählen, genannt; da er jedoch seine hauptsächlichste Thätigkeit erst als Leiter der Bewegung in Kärnten im Jahre 1809 entfaltete und diese nicht immer in unmittelbarem Zusammenhange mit den Hauptereignissen in Tirol stand, gelangte dieselbe nie recht zu einer ihrer Bedeutung vollkommen entsprechenden Würdigung.[1])

Joh. Bapt. Türk wurde am 13. August 1775[2]) zu Innsbruck als ältester Sohn des Franz Xaver Türk geboren. Sein Vater betrieb das Buchbinderhandwerk und lebte in ziemlich bescheidenen Verhältnissen. Väterlicherseits stammte die Familie Türk aus Kärnten. Der Urgroßvater Türks war in Windisch-Kappel Graf Christalnigg'scher Pfleger gewesen. Sein Großvater kam als Buchbinder nach Innsbruck und starb daselbst 1750 mit Hinterlassung des damals erst achtjährigen Franz Xaver Türk. Dieser erlernte ebenfalls das Buchbinderhandwerk und durchzog als Wanderbursche verschiedene Provinzen Österreichs, gelangte dabei auch nach Polen, wo er gezwungen in die polnische Conföderationsarmee eintrat, alsbald aber zu den kaiserlichen Vorposten übergieng, um, wie er sagte, „nicht länger einer

1) Am ausführlichsten über Joh. Bapt. Türk handelt C. v. Wurzbach im 48. Bande seines biographischen Wörterbuches des Kaiserthumes Österreich, Wien 1883, S. 83 ff.; doch stand ihm die Hauptquelle, Türks eigene Aufzeichnungen, nicht zur Verfügung.

2) Nach Türks eigener Angabe. Wurzbach läßt ihn am 17. August geboren sein.

schlechten Sache dienen zu müssen". Hier erhielt er die Freiheit wieder und reiste nach Innsbruck zurück, wo er das inzwischen bedeutend zurückgegangene Geschäft seines Vaters antrat und sich im Jahre 1774 mit Agnes Told, der Tochter des Pächters am Rainerhof oberhalb Wilten, vermählte.

In den Adern dieser Agnes Told rollte echtes Tiroler Heldenblut, das sie unverfälscht auf ihren Sohn Johann Baptist vererbte. Er selbst erzählt uns in seinen Aufzeichnungen mit schlichten Worten die wahrhaft tragische Geschichte seiner beiden Urgroßväter mütterlicherseits, wie er sie wohl oft aus dem Munde seiner Mutter vernommen haben mag.

Als die Eltern der Agnes Told das Licht der Welt erblickten, schien ihnen die liebe Sonne durch Pulverdampf, und zu derselben Stunde starben ihre beiden Großväter vereint den ruhmvollen Tod für Fürst und Vaterland.

Es war im Jahre 1703 zur Zeit des kurbayerischen Einfalles in Tirol. Der Kurfürst Max Emanuel von Bayern hatte am 23. Juli unter großen eigenen Verlusten die Tiroler aus ihren Verhauen beim Schwarzen Kreuz zwischen Innsbruck und Völs und an der Martinswand geworfen und war nach Innsbruck zurückgekehrt, um die unterbrochene Verbindung mit Kufstein über Hall und Schwaz wieder herzustellen. Die Höhen oberhalb der Innbrücke bei Mühlau waren von den Unterinnthaler Sturmmassen und jenen aus Innsbrucks Umgebung besetzt. Bei ihnen befanden sich auch Simon Hans Dollinger, ein junger, kräftiger und erst vier Jahre verheirateter Bauer von Vill, und Anton Told, der Pächter am Rainerhof. Die Kunde von den entsetzlichen Greueln, welche die französischen und bayerischen Soldaten vor kurzem in Völs, Afling, Kematen, Unterperfuß und Zirl verübt hatten, machte beide Männer um das Schicksal ihrer zuhause gebliebenen Weiber, die noch dazu einer baldigen Niederkunft entgegensahen, besorgt. Es gelang ihnen, in der Gegend der Reichenau über den Inn zu kommen und auf demselben Wege, ungeachtet der Schüsse, welche ihnen der Feind nachsandte, ihre Lieben auf das linke Innufer nach Weiherburg vorläufig in Sicherheit zu bringen.

Indessen hatte aber der Kampf an der Brücke schon begonnen. Der Feind suchte den Übergang über dieselbe zu erzwingen, woran ihn die Tiroler Schützen, welche die einen natürlichen Brückenkopf bildende niedrige Anhöhe jenseits der Brücke besetzt hielten, durch ihr

wirksames Feuer hinderten. Der Kurfürst ließ nun ihre Aufstellung mit Geschützen beschießen. Als aber auch dies die Tapfern nicht zum Weichen bringen konnte, ordnete er den Sturm auf die Brücke an. Als der Dollinger dies sah, rief er, seiner kaum geborgenen Familie gedenkend, seinen Freunden zu: „In Gottes Namen! Hinab auf die Brücke, haut die Ensbäume ab, und wehret Euch — es gilt nun Leben oder Tod!" Doch schon war es zu spät. Der Feind war schon bis zur Mitte der Brücke vorgedrungen. Da schwang der Dollinger mit beiden Händen seine Axt, rief seinem Freunde Anton Told zu: „Frisch in Gottes Namen mir nach!" und sprang todesmuthig dem Feinde entgegen. Ein mörderischer, aber zu ungleicher Kampf entspann sich, bis endlich beide Männer, ans Ende der Brücke zurückgedrängt, mit noch elf anderen Tirolern den Heldentod fielen.[1])

Von der Stelle aus, wo jetzt einsam der Judenfriedhof liegt, hatten die beiden Weiber mit ihren Kindern dem verzweifelten, grässlichen Ringen auf der Brücke mit Schaudern zugeschaut, hatten ihre beiden Männer fallen und die Feinde über ihre Leichen hinwegstürmen gesehen — und beide gebaren zugleich, Dollingers Weib ein Mädchen und Tolds Weib einen Knaben. In dieser äußersten Noth und bedroht von einem wüthenden Feinde, der zugleich auch am linken Innufer von Büchsenhausen her vorrückte, gewannen sie, nachdem sie geboren hatten, dennoch die Kraft, höher den Berg hinauf zu flüchten und sich bis zur Mühlauer Alm zu schleppen, wo sie mit ihren Kindern während der nächsten 19 Tage Schutz und Unterkunft fanden, bis sie endlich wieder in ihre Häuser zurückkehren konnten. Als beide in jener Schreckensstunde zur Welt gekommenen Kinder herangewachsen waren, schlossen sie den Bund für das Leben, und eine Frucht ihrer Ehe war Agnes, Johann Baptist Türks Mutter. In Türk erstand jenen an der Mühlauer Brücke gefallenen Helden der Rächer, und die Erzählung seiner Mutter von dem Tode der Urgroßväter mag sicherlich nicht ohne nachhaltigen Einfluss auf den Mann gewesen sein, der zeitlebens mit unglaublicher Aufopferung und nie erlahmender Willenskraft sich ganz in den Dienst des Vaterlandes stellte, sobald dasselbe in Gefahr schien. Er selbst hat uns in seinen Aufzeichnungen[2])

---

[1]) Die Erzählung Türks von dem Heldentode seiner Urgroßväter, an deren Glaubwürdigkeit zu zweifeln kein Grund vorhanden ist, verdient wohl, der Vergessenheit entrissen zu werden.

[2]) Diese handschriftlichen Aufzeichnungen unter dem Titel „Meine Lebensschicksale" sind gegenwärtig im Besitze Gustav Hocks, Landesausschussmitgliedes

mit schlichten Worten Kunde hinterlassen von allen den Ereignissen der Franzosenkriege, an denen er theilnahm, und diese Aufzeichnungen bilden auch die Hauptquelle für unsere Darstellung von dem Wirken des Mannes, der sich nur in Kampf und Gefahr so recht eigentlich wohl gefühlt zu haben scheint, als wäre er sich dessen bewusst gewesen, dass er mit dem Vaterlande auch das tragische Geschick seiner Vorfahren zu rächen habe.

Seine Jugend verbrachte Türk im Vaterhause zu Innsbruck. Seine Eltern hatten ihn zum Studium bestimmt, doch musste er dasselbe mangels an Begabung und Freude dazu aufgeben. Dagegen erwachte frühzeitig in ihm der Gedanke, Soldat zu werden. Dem stand aber seine in der Jugend schwächliche Körperconstitution hindernd im Wege, und alle Versuche, dies Ziel zu erreichen, schlugen fehl. Und doch waren Kampf und Sieg seine liebsten Gedanken, und noch in alten Tagen erzählte er mit sichtlichem Behagen von dem Soldatenspielen seiner Knabenzeit, und wie er sich dabei ausgezeichnet. Da sollte sein Wunsch auf eine Weise in Erfüllung gehen, an die damals wohl niemand gedacht haben mag. In Frankreich war die große Revolution ausgebrochen und erfüllte die Welt mit Schrecken. Auch die Familie Türk entsetzte sich nach des Tages Arbeit beim stillen Licht der Lampe über die von den Parisern begangenen Frevel und Greuel und dankte dem lieben Gott, dass die ruchlose Stadt so weit von der theuren Heimat entfernt sei und einen die Sache eigentlich nicht viel anzugehen brauche. Etwas bedenklicher begann allerdings die Sache zu werden, als man von ungeheueren Rüstungen des Frankenvolkes hörte und davon, dass zwischen Frankreich und dem Kaiser der Krieg ausgebrochen. Man war eben an den langen Frieden gewöhnt, und dann war ja auch dies weit hinten in Frankreich und konnte Tirol höchstens insoferne interessieren, als Truppenwerbungen, Kriegssteuern und darauf Truppendurchzüge zu gewärtigen waren. Dafür

---

für Kärnten in Klagenfurt, eines Nachkommen Türks. Türk schrieb dieselben im Jahre 1831 in seinem 56. Lebensjahre nieder. Die einzelnen Facta belegte er fast durchwegs mit documentarischen Nachweisen, die aber leider zum größeren Theile verloren gegangen sind. In anderen Fällen, wo auch ihm urkundliche Behelfe, wie Zeugnisse, Tagesbefehle, Laufzettel, Correspondenzen u. dgl., nicht mehr zugebote standen, lässt die späte Abfassungszeit es begreiflich erscheinen, wenn hin und wieder Gedächtnisfehler mit unterlaufen sind. Wo nicht andere Quellen citiert werden, beruht unsere Darstellung, so weit sie die Lebensschicksale Türks betrifft, durchaus auf dieser Quelle.

stand reichlicher Stoff zum Kannegießern in Aussicht. Es kam rasch genug anders.

Infolge der überraschenden Erfolge des jungen Bonaparte in Oberitalien bei Montenotte, Millesimo, Mondovi und Lodi war bald die ganze Lombardei bis an den Mincio in der Gewalt des Feindes. Am 14. Mai 1796 kam diese Schreckenskunde nach Innsbruck, wo sie alles unvorbereitet traf. Und doch war nun die Gefahr eines Einbruches des Feindes ins Land eine imminente geworden. Vom Gardasee bis ins Engadin war die Grenze bloß sehr schwach besetzt, und die Hoffnung, dass der österreichische Heerführer, der greise Beaulieu, dem Vordringen des Feindes in seiner Stellung am Mincio werde Einhalt thun können, mochte nach dem Vorausgegangenen nur eine geringe sein. Am 17. Mai erschien deshalb der von den tirolischen Ständen erlassene erste Aufruf an die in den Schießständen einrollierte Schützenmannschaft, sich zum Ausmarsche bereit zu halten. Nun war es aus mit dem friedlichen Stilleben, dessen man sich seit fast hundert Jahren erfreut hatte. Die altgewohnten Waffen wurden überall hervorgeholt, auf allen Schießständen erprobten die Schützen Aug' und Hand. Für unsern Türk war nun die Zeit gekommen, in der die Träume und Hoffnungen seiner Jugend in Erfüllung gehen sollten, ohne dass er deswegen hätte Soldat werden müssen. Und wenn er als Knabe bei den Erzählungen der Mutter von dem Heldentode seiner Vorfahren an der Mühlauer Brücke die kleine Hand ballte, jetzt bot sich ihm die Gelegenheit, demselben Feinde entgegenzutreten. Niemand mochte wohl ahnen, welchen langen und erbitterten Kämpfen man entgegengieng, aber eine unsichtbare Macht schien Türk während der ganzen Zeit zu treiben und ihn mit unglaublicher Ausdauer und seltener Kühnheit alle Hindernisse und Gefahren überwinden zu lassen. Als der Aufruf der Stände erschienen war, erbat sich Türk von einem Verwandten, einem Nachkommen der Helden von anno 1703, einen Stutzen; kniefällig bat er ihn darum, da die Eltern ihn wegen seiner Schwächlichkeit nicht ziehen lassen wollten. Schließlich erhielt er ihn. Nach gut bestandenem Probeschießen wurde er unter die Standschützen Innsbrucks eingereiht. Damit war der erste Schritt gemacht. Da Türk in früher Jugend infolge einer Blatternkrankheit sein rechtes Augenlicht theilweise verloren hatte, musste er beim Schießen links anschlagen; eine kleine Änderung am Schafte des Stutzens, und es gieng und gieng gut.

Am 30. Mai, als die Gefahr eines feindlichen Einfalles auf das höchste gestiegen und die österreichische Aufstellung bei Borghetto durch-

brochen war, ergieng auf dem Bozener Congresse der Befehl zum Ausmarsche des ersten Aufgebotes und gleichzeitig zur allgemeinen Bewaffnung des Landvolkes. Türk ließ sich in die zumeist aus Studenten und Beamten bestehende sogenannte „Exemten-Compagnie" einreihen, deren Hauptmann Philipp v. Wörndle war. Mit ihr zog er am 13. Juni durch das Oberinnthal nach Nauders und Graun, wo die Compagnie bis Ende Juli blieb, ohne jedoch mit dem Feinde zusammenzustoßen.

Anfangs September zog dann die Compagnie an die von Norden her durch das Vorrücken der Rhein-Mosel-Armee unter Moreau bedrohte Grenze bei Reutte. Aber auch hier gieng die Gefahr vorüber, ohne dass die Exemten ins Feuer gekommen wären. Dafür hielt die Compagnie scharfe Wacht und hatte daneben reichlich Gelegenheit, sich im feldmäßigen Dienste auszubilden.

Schlimmere Nachrichten trafen aus dem Süden Tirols ein, wo Massena am 5. September die Streitkräfte des Generals Davidowich bis hinter den Avisio zurückgedrängt hatte. Deshalb rückten die im Norden entbehrlich gewordenen Schützencompagnien nach dem Süden ab und mit ihnen am 29. October auch die Exemten. Ihr Weitermarsch verzögerte sich in Bozen, von wo die Compagnie erst am 7. November wieder aufbrechen konnte und dann bis S. Michele marschierte.[1]) Türk erzählt uns von einer Episode, die er hier erlebte, und die ihm das Blut in den Adern erstarren machte. Ein Bewohner von S. Michele forderte Türk auf, ihm in seinen Hausgarten zu folgen. Dort befand sich eine Kegelbahn, aber statt der Kegel schauten fünf grausam verstümmelte Köpfe von Soldaten des Michalowitzer Freicorps aus der Erde. Am Tage vor der Räumung des Ortes hatten sie die Franzosen lebendig hier eingegraben und ihre Köpfe darauf mit Kegelkugeln zerschellt.[2])

Von S. Michele zogen die Exemten zunächst nach Brentonico[3]) und dann nach Riva. Täglich nahm die Compagnie von hier aus Streifungen am Westufer des Gardasees vor, welche wohl viele Strapazen, aber keine Gelegenheit, mit dem Feinde anzubinden, brachten.

[1]) Wörndle Hr. v., „Philipp von Wörndle 2c. Ein Lebensbild aus der Kriegsgeschichte Tirols." Brixen 1894. S. 26.

[2]) Ein würdiges Seitenstück zu der Massacrierung Christian Tschoders durch ebendie Franzosen 1799. Vgl. Wurzbach, „Biographisches Lexicon", 48. Band, S. 57 f.

[3]) Wörndle, a. a. O., S. 27 f.

Und doch brannte die Mannschaft vor Kampfluſt. Endlich, am 22. November, ließ Wörndle drei im Hafen liegende und mit je einem Geschütze versehene Wachtschiffe mit Leuten seiner Compagnie bemannen, um eine Recognoscierung auf dem See vorzunehmen. 120 Mann stark, unter ihnen auch Türk, fuhren sie zuerst am rechten Seeufer bis gegen Limone und wandten sich dann Malcesine zu. Als der Feind ihrer ansichtig wurde, sandte er ihnen sofort acht schnellsegelnde Schaluppen entgegen. Da wäre es unseren braven Landesvertheidigern wohl gar schlecht ergangen, wenn sie nicht die Geschicklichkeit ihrer italienischen Landsleute alsbald wieder aus dem Feuer gebracht hätte. Gleich der erste feindliche Kanonenschuss hatte alles durcheinander geschüttelt, während es wegen des starken Schwankens der Schiffe unmöglich war, selbst nur einen treffsicheren Schuss abzugeben. Mit zwar nur 2 Leichtverwundeten, aber 18 Seekranken kehrten sie wieder nach Riva zurück, schwörend, wohl des Vaterlandes Erde, nicht aber auch dessen Gewässer auf Tod und Leben zu vertheidigen.[1])

Die Compagnie erhielt nun noch am 22. November abends den Befehl, von Riva nach Folgaria abzurücken.[2]) Der Marsch wurde am 23. November angetreten. Mit den Exemten zogen die Compagnien von Tiers, Arco, Romi, Riva, Calliano und Folgaria, im ganzen 653 Mann. Ihren Hauptstandort hatten sie in S. Sebastiano zu fassen, die Höhen von Folgaria bis Al Dazio und Ciechi in Val d'Astico zu besetzen sowie auch das Val de' Rongoi und Terragnuolo zu überwachen und zu diesem Zwecke von Serrada bis Potrich Streifungen vorzunehmen. Der Dienst war auf diesen Höhen überaus beschwerlich, da der Winter schon früh hereingebrochen war und sich sehr rauh anließ. Die Posten konnten oft acht Tage lang nicht abgelöst werden.

Einmal stand Türk mit seinem Posten schon den sechsten Tag dort oben, als abends ein hereinbrechender Schneesturm die Einziehung aller Posten nothwendig machte. Man suchte in einem kleinen Alpenkirchlein Schutz vor dem greulichen Unwetter. Als man um 11 Uhr nachts wieder die verlassenen Posten besetzen wollte, war die Thür

---

[1]) Nach Wörndle, l. c., S. 29, hatte ein Zusammenstoß mit dem Feinde nicht stattgefunden und nur das stürmische Wetter den Rückzug veranlasst. Der Bericht Türks lautet aber ganz bestimmt.

[2]) Die Aufzeichnungen Türks geben irrthümlich Brentonico an, wo die Compagnie vor ihrem Abrücken nach Riva stand. Vgl. Wörndle, a. a. O., S. 29 f.

des Kirchleins nicht mehr zu öffnen; am Morgen reichte der Schnee bis zu den Kirchenfenstern. Um sich zu erwärmen, machte die eingeschlossene Mannschaft Feuer. Die wenigen vorhandenen Kirchenstühle lieferten hierzu das Brennmaterial. Nach 15 Stunden war es zuende. Die Leute litten schrecklich durch Hunger und Kälte. Sie liefen in der Kirche herum und schlugen sich mit den Fäusten. Der achte Tag vergieng, ohne dass die bange erwartete Ablösung gekommen wäre. Es war unmöglich, bis zu dem Kirchlein vorzudringen. Da legte sich die Mannschaft wie Heringe enge auf dem Boden zusammen. Alle fünf Minuten wechselten die zuäußerst Liegenden ihre Plätze, indem sie sich in die Mitte betteten und so die zwei zunächst Gelegenen die äußersten wurden. Doch auch dies unterblieb schließlich; einen solchen Grad hatte die Erschöpfung bereits erreicht. Regungs- und bewusstlos waren die Männer mehrere Stunden dagelegen, als endlich die Ablösung erschien. Auf Gebüschschleifen beförderte man die Erstarrten ins Thal, wo es den ärztlichen Bemühungen gelang, alle bis auf zwei wieder ins Leben zurückzurufen.

Am 8. December, nach Ablauf der durch die damalige Landesverfassung vorgeschriebenen sechswöchentlichen Dienstzeit, trat die Compagnie wieder den Marsch in die Heimat an und traf am 15. December in Innsbruck ein.[1])

Nach der unglücklichen Schlacht bei Rivoli am 14. Jänner 1797 und dem Rückzuge Alvinczys an die Brenta blieb zur Deckung Südtirols nur Feldmarschallieutenant Kerpen mit 14.300 Mann zurück, der sich vor der Übermacht Jouberts kämpfend nach Brixen und Sterzing zurückziehen musste. So stand am 24. März der Feind im Herzen des Landes. Der Schrecken und die Verwirrung waren allgemein, besonders als man auch von den Grausamkeiten erfuhr, welche die Franzosen begiengen. Am gleichen Tage wurde durch den außerordentlichen Hofcommissär, den unerschrockenen und thatkräftigen Grafen Lehrbach, der allgemeine Aufruf zum Ausmarsche der Masse erlassen. Am 25. März, dem Feste Mariä Verkündigung, ermahnten die Seelsorger das Volk von den Kanzeln, mit Treue und Entschlossenheit für Gott, Kaiser und Vaterland die Waffen zu ergreifen und ohne den mindesten Zeitverlust nach Sterzing abzumarschieren. Es muss ein

[1]) Die Angabe Türks in seinen Aufzeichnungen, dass er infolge der ausgestandenen Strapazen typhuskrank wurde, ist, wie wir sehen werden, auf einen anderen Zeitpunkt zu beziehen.

erschütternder Moment gewesen sein. Ein starkes, todesmuthiges Volk lag vor seinem Gotte auf den Knien, aus der Tiefe seines Herzens ihn um Rettung des Vaterlandes aus der Noth anflehend. Kaum war der Gottesdienst beendet, so begaben sich die Männer, jung und alt, nach Hause, nur um die Waffen und etwas Lebensmittel zu nehmen, und fort gieng es in den Kampf. In langen Zügen eilten die Stürmer die Ellbogner und Brennerstraße entlang.

In Innsbruck war die Sturmmasse schon nach zwei Stunden marschfertig gewesen, auch Türks alter Vater war darunter. Türk selbst rückte diesmal als Ordonnanzcorporal Wörndles, der die Schützencompagnien und Sturmmassen der Landgerichte Sonnenburg und Rettenberg, die von Sellrain, Stubai und Sterzing anführte, dem Feinde entgegen. Der Ruhm des Tages von Spinges (2. April 1797), der den Stolz der französischen Eroberer zum erstenmale beugte, überhebt uns der Aufgabe, den Feldzug im einzelnen zu schildern. Türk nahm in hervorragender Weise Antheil an dem mörderischen Gefechte, und Wörndle nimmt in seinem Berichte an die tirolische Landschaft[1]) mehrmals Veranlassung, die Entschlossenheit und Kühnheit Türks herauszustreichen. So war es Türk, welcher, als die Reihen der Tiroler entmuthigt zu wanken begannen, die Sonnenburger neuerdings zum Kampfe vorführte, worauf sich unter der Losung „Niederschlagen! Niederschlagen!“ jener mörderische und grauenerregende Kampf in dem Walde oberhalb Spinges entspann, in welchem das Krachen der zerschmetterten Hirnschalen das Knattern des Gewehrfeuers vertrat, bis sich der Feind in wilder Flucht nach Mühlbach zurückzog. Bald jedoch erneuerte der Feind seinen Angriff und rückte geschlossen gegen Spinges vor, dessen Kirchhof die Tiroler besetzt hielten. Türk sprengte die Thüre zum Kirchthurme und zog die Sturmglocke. Dreimal stürmten die Franzosen, dreimal wurden sie unter großen Verlusten zurückgeschlagen. Als aber von Aicha her eine starke französische Abtheilung den Tirolern in den Rücken zu kommen drohte, da zogen sie sich, unverfolgt vom Feinde, wieder in den höher gelegenen Wald zurück. Gegen 5 Uhr abends wurden sie hier abermals angegriffen, aber trotz ihrer Ermattung und obwohl ihre Zahl bedeutend zusammengeschmolzen war, schlugen sie den Angriff neuerdings zurück und verfolgten in wilder Kampfeswuth den Feind. Doch da starrte den Tirolern aus einem Graben ein Wald von Bajonnetten entgegen. Der

---

[1]) Abschriftlich im Ferdinandeum zu Innsbruck. Bibl. Dip. Nr. 1232.

tirolische Winkelried, Anton Reinisch von Volders, durchbrach die feindliche Reihe; in wilder Flucht flohen die Franzosen, aber auch manches starke Tiroler Herz hatte in diesem letzten und schrecklichsten Kampfe zu schlagen aufgehört.

Der Vater Türks war in dieser Schlacht mit seiner Compagnie in feindliche Gefangenschaft gerathen. Am 10. April wurden aber die Gefangenen auf Befehl Jouberts zu Bruneck wieder freigelassen.

Joubert gab nach den Erfahrungen von Spinges den Vormarsch gegen den Inn auf und rückte durch das noch offene Pusterthal, wo der Landsturm nicht rechtzeitig organisiert worden war, ab, um sich mit der großen Armee Napoleons zu vereinigen. Die Tiroler verfolgten zwar den Feind, jedoch kam es zu keinen bedeutenderen Zusammenstößen mehr. Am 13. April hatte Joubert Tirol bereits geräumt. Wörndle rückte mit seiner Schar am 23. April in die Schanze von Chrysanthen ein, musste aber schon am 24. April infolge des Leobener Präliminarfriedens nach Lienz zurückgehen. Am 6. Mai kehrten die Innsbrucker wieder heim.

In der Schlacht bei Spinges hatte Türk die Feuertaufe empfangen. Für sein muthiges Verhalten spricht außer dem schon angezogenen Berichte Wörndles, welchem wir obige Einzelheiten entnommen haben, noch ein anderes Zeugnis, ausgestellt vom Hauptmann Luck, de dato Wien, 28. October 1797, worin es heißt, dass Türk bei Spinges „sich vor andern besonders ausgezeichnet, da er muthvoll in die Feinde gedrungen und durch seine Aneiferung mehrere andere zur Verfolgung der Feinde gebracht".[1]) Auch die tirolische Landschaft erkannte dies an, indem sie Türk laut Ehrenprotokoll vom 28. Mai 1798, Nr. 5230 ex 1797, „da er sich bei Spinges besonders auszeichnete", die große landschaftliche Ehrenmedaille am grün-weiß-rothen Bande verlieh. Im März des Jahres 1799 erhielt er dann „für seine dem Kaiser geleisteten Dienste und insbesondere für sein tapferes Verhalten in der Schlacht bei Spinges" die große goldene militärische Tapferkeitsmedaille.

Nach dem oben citierten Berichte Wörndles an die Tiroler Landschaft erkrankten infolge der großen Anstrengungen und der feuchtkalten Witterung dieses Frühjahres viele von seinen Leuten an Typhus. Letztere Angabe allein lässt uns vermuthen, dass die in der Note zu Seite 287 kurz erwähnte Erkrankung Türks an dem gleichen

---

[1]) Zeugnis, abschriftlich unter den nachgelassenen Papieren Türks, im Besitze Gustav Hocks in Klagenfurt.

Übel in ebendiese Zeit zu setzen sein dürfte. Türk selbst stellt sie zwar als eine Folge des Feldzuges in Südtirol von 1796 und seiner Strapazen dar und setzt sie in die Zeit vom 6. August bis Ende December desselben Jahres. Dass diese Zeitangabe jedoch schlechterdings unmöglich richtig sein kann, geht schon daraus hervor, dass ja gerade in diesen Zeitabschnitt, genauer in die Zeit vom 29. October bis 15. December jener Feldzug in Südtirol fällt. Die Erkrankung kann aber überhaupt nicht eine Folge des Feldzuges von 1796 gewesen, respective nicht in die Zeit unmittelbar nach diesem Feldzuge gefallen sein, denn nach Türks eigener Angabe hat dieselbe sehr lange gedauert. Er sei 25 Wochen bettlägerig und auch nachher noch lange Zeit hindurch so schwach gewesen, dass er außer Bett nur wenige Schritte habe machen können. Nun rückte aber Türk am 27. März des folgenden Jahres zu dem äußerst beschwerlichen Feldzuge des Jahres 1797 aus, den er bis zu seinem Ende mitmachte. Seine Anwesenheit in der Schanze von Chrysanthen ist uns ausdrücklich bezeugt.[1]) Dann erwähnt Türk, dass seine Eltern durch seine Erkrankung in Nothlage geriethen und aus dieser erst durch die Verleihung der goldenen Tapferkeitsmedaille, welche er im März 1799 erhielt, und mit welcher eine tägliche Zulage von 18 Kreuzern verbunden war, befreit wurden, wobei hinzuzufügen ist, dass aus seiner Erzählung hervorgeht, dass er auch damals die Folgen der Krankheit noch nicht vollständig überwunden hatte. Nach allem diesen müssen wir annehmen, dass Türk in der Angabe des Zeitpunktes seiner Erkrankung sich eines Gedächtnisfehlers schuldig gemacht hat, und dass dieselbe in die Zeit nach dem Frühlingsfeldzuge des Jahres 1797 fällt.

Im Jahre 1799 sehen wir indessen Türk neuerdings dem Feinde gegenüber. Der sogenannte zweite Coalitionskrieg gegen Frankreich hatte seinen Anfang genommen.

Diesmal waren es hauptsächlich Oberinnthal, Vintschgau und Vorarlberg, die von der Schweiz aus durch die Franzosen bedroht wurden. Türk erhielt von Seite des Innsbrucker Stadtmagistrates den Auftrag, einen Munitionstransport nach dem Engadin zu escortieren, wo Bellegarde sich eben zum entscheidenden Angriff auf die Franzosen anschickte. Am 30. April 1799 warf er seine Vortruppen auf die

[1]) Vgl. Wörndle, a. a. O., S. 54. „Als bei den Verhandlungen der Franzosen mit Major v. Cazzan, dem Befehlshaber der Schanze, ein feindlicher Officier zu nahe an die Schanze herankam, ließ Wörndle denselben durch Türk auf entsprechende Weise abfertigen."

Verschanzungen von Remüs. Türk nahm freiwillig an dem Angriffe in der Charge eines Oberjägers theil.

Hierauf wurde er von Bellegarde mit Depeschen an den Feldmarschallieutenant Baron Hotze, der im vorarlbergischen Rheinlande stand, abgesandt.[1]) Bellegarde stand damals mit Hotze in Unterhandlungen wegen eines gemeinsamen Angriffes auf Graubündten, der auf den 14. Mai festgesetzt wurde. Auch an diesem nahm Türk activen Antheil, indem er bei der Eroberung des viel umstrittenen Luziensteiges mitwirkte.

Im Jahre 1800 rückte Türk zum sechstenmale ins Feld und zwar als Unterlieutenant der zweiten Innsbrucker Scharfschützencompagnie an die Landesgrenze bei Scharnitz. Nach Ablauf der regelmäßigen Dienstzeit der Compagnie wurde er mit der Werbung der Ablösungscompagnie betraut und diente dann als ständischer Actuar bei der landesfürstlichen Schutzcommission. Für alle diese Dienstleistungen liegen belobende Zeugnisse Türks vor.[2]) Die Stadt Innsbruck verlieh hierauf dem Vater Türks „in Anerkennung seiner und seiner Kinder Verdienste" das unentgeltliche Bürgerrecht.

Der Vertrag von Luneville vom 9. Februar 1801 hatte den Frieden gebracht, und Türk suchte nun bei der tirolischen Landschaft um die Verleihung einer erledigten Accessistenstelle an. Vier Gesuche hatte er eingereicht, man gab ihm aber nicht, was er wollte und wohl auch erwarten konnte. Da geschah es, dass er seine zwei Schwestern Josefa und Anna, welche Klosterfrauen der Elisabethinerinnen geworden waren, in ihr Kloster nach Klagenfurt zu begleiten hatte. Dort erwarb er sich die Gunst der Oberin Xaveria Gasser und durch ihre Vermittlung eine Praktikantenstelle in der Eisenhandlung der Theresia Fortschnigg. Herzlich froh, eine unabhängige Stellung, die ihn versorgte, gefunden zu haben, nahm Türk Abschied von seinen Eltern und trat seinen Posten in Klagenfurt an, wo er schon nach 17 Monaten Buchhalter des Geschäftes wurde. Später, als dasselbe in den Besitz des Fürstbischofs von Gurk, Cardinals Franz Grafen Salm-Reifferscheid, übergieng, wanderte

[1]) Ein Gleiches scheint übrigens schon früher geschehen zu sein; wenigstens befand sich Türk nach einer Stelle seiner Aufzeichnungen am 23. März 1799 bei den Truppen Hotzes und nahm an diesem Tage an der ruhmvollen Vertheidigung der Feldkircher Schanzen unter Jellacic theil.

[2]) Unter Türks nachgelassenen Papieren im Besitze Gustav Hocks in Klagenfurt.

Türk als lebendiges Inventarstück mit. Der Mann, der bei Spinges, Remüs und am Luziensteige im Kugelregen gestanden, überprüfte nun Soll und Haben, und unter seiner gewissenhaften und fleißigen Führung gedieh das Geschäft. So kam das Jahr 1808, welches Türk plötzlich aus seiner friedlichen Thätigkeit herausriss und ihm eine, wenn auch bescheidene Rolle in der Entwicklung der Weltbegebenheiten anwies, die trotz ihres allgemeinen Interesses doch noch wenig bekannt und gewürdigt ist. Dies zwingt uns, im Folgenden öfters auf die gleichzeitigen Ereignisse, allerdings mit der gebotenen Kürze, näher einzugehen.

Tirol war im Jahre 1805 unter bayerische Herrschaft gekommen. Als nun im Jahre 1808 der Aufstand des Tiroler Volkes gegen diese Herrschaft im stillen sich vorbereitete, gehörte Türk mit zu jenen geheimen Emissären, welche von Österreich aus nach Tirol geschickt wurden, um Kundschaft einzuziehen über Stärke und Dislocation der bayerischen Truppen, über die Gesinnung des Volkes, die vorhandenen Hilfsmittel u. s. w. Zugleich hatten sie den Tirolern die baldige Erlösung von der Fremdherrschaft in Aussicht zu stellen, eine sichere Correspondenz mit den Leitern der Bewegung in Österreich anzuknüpfen und überhaupt alles Geeignete für den Ausbruch des Aufstandes insgeheim vorzubereiten. Türk erhielt zu Anfang des Jahres unter Berufung auf seine Unterthanenpflicht von dem Generalmajor v. Gorupp in Klagenfurt den Auftrag, unverzüglich nach Tirol abzureisen. Es war ein gefährliches Unternehmen, dem er sich unterzog, und wenig hätte gefehlt, dass er den Bayern in die Hände gefallen wäre. Türk setzte sich zunächst mit den Patrioten der Innsbrucker Gegend, wo er ja hauptsächlich bekannt war, in Verbindung. In Sellrain sprach man allzu laut von den kommenden Dingen, so dass auch die bayerischen Behörden davon Wind erhielten. Türk entkam nur mit Mühe durch das Unterinnthal und das Salzburgische nach Klagenfurt, wo er dann alsogleich Bericht erstattete. Eine Folge hiervon war die Mitte März erfolgte Sendung Teimers nach Tirol.[1])

Türk wurde noch im selben Jahre Theilhaber am Eisengeschäfte in Klagenfurt und Triest, dem er bisher als Buchhalter angehört hatte, und erwarb sich auch mit seinem inzwischen ersparten Vermögen Antheil an einem Eisenwerke in Lungau.[2]) Nach dem Tode seines

[1]) Vgl. v. Hormayr, „Das Heer von Inneröſterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809." Leipzig 1817. S. 233.

[2]) Eingabe Türks an den russischen Gesandten Tatistschew in Wien unter den nachgelassenen Papieren Türks.

Vaters nahm er Mutter und Geschwister zu sich, und sie wohnten zusammen im eigenen Hause Türks in der Kramergasse zu Klagenfurt, wo er auf eigene Rechnung auch ein Spielwarengeschäft betrieb. So sehen wir Türk mit seiner Familie, in durchaus günstigen Verhältnissen lebend, seine Geschäfte mit Erfolg betreiben, als im Frühjahre 1809 der Krieg mit Frankreich neuerdings zum Ausbruche kam und auch Türk aus seiner Ruhe aufschreckte und für lange Zeit mitten in den Strudel der Welthändel hineinriss.

Österreich[1]) stellte im Jahre 1809 zwei Armeen gegen Frankreich ins Feld, die Nordarmee unter Erzherzog Karl, welche in Deutschland vorzurücken hatte, und die Südarmee unter Erzherzog Johann, welche sich in Klagenfurt und Villach sammelte, und deren Hauptmacht Anfangs April bei Tarvis und Wurzen stand, um nach Italien vorzubrechen. Ein Theil dieser Armee und zwar das 8. Armeecorps unter dem Befehle des Feldmarschallieutenants Chasteller hatte die Bestimmung, sich in Villach zum Einmarsche in Tirol bereit zu halten. Erzherzog Johann schlug am 16. April den ihm entgegenstehenden Vicekönig Eugen v. Beauharnais bei Sacile und zwang ihn zum Rückzuge nach Caldiero. Am 9. April brach Chasteller von Villach auf und setzte sich sogleich mit Feldmarschallieutenant Jellacic in Salzburg in Verbindung. Dieser war mit einem Corps von 10.000 Mann von der Nordarmee detachiert, um die Pässe Salzburgs und Obersteiers, vorzüglich die höchst wichtige Communicationslinie von Salzburg durch den Pass Lueg über Radstadt und Spital nach Villach zu decken.

Dann rückte Chasteller am 12. April bis Schabs vor. Indessen wurde in Nordtirol der Hauptschlag von den Tirolern selbst geführt. In der Schlacht am Berge Isel vom 13. April räumten sie mit den Bayern und Franzosen so vollständig auf, dass dem Militär zunächst nichts mehr zu thun übrigblieb. Die Folge davon war, dass Jellacic mit seinem Corps von Salzburg gegen München vorrückte und diese Stadt besetzte; gleichzeitig drang die italienische Armee über Udine hinaus bis an die Etsch vor. Am 20., 21. und 22. April wurden die Schlachten von Abensberg, Landshut und Eckmühl geschlagen und die Nordarmee zum Rückzuge nach Böhmen und die Donau abwärts gezwungen. Jellacic zog sich infolge dessen wieder auf Salzburg und am 29. April nach Radstadt zurück. Die Tauern-

[1]) Für das Folgende vgl. „Das Heer von Innerösterreich 2c.", S. 105 f., 255 und passim.

päſſe erhielten nun eine erhöhte Wichtigkeit, da einerſeits die Südarmee über dieſelben im Rücken gefaſst werden konnte, andererſeits bei Behauptung dieſer Päſſe im Falle des Rückzuges der Südarmee, der nothwendig die Folge des Unglückes der Nordarmee ſein muſste, die Möglichkeit erhalten blieb, durch ihren Marſch über Villach und Salzburg nach Deutſchland die große Armee Napoleons im Rücken zu packen und ſie wenigſtens zu bedeutenden Detachierungen zu zwingen. Um jedem feindlichen Verſuche eines Überganges auf dieſer Seite ſo nachdrücklich als möglich begegnen zu können, ließ Jellacic in dem gebirgigen Terrain überall Verhaue anlegen, Blockhäuſer bauen und Batterien errichten, an geeigneten Stellen auch Minen anlegen.

Um dieſe Zeit traf Türk auf der Rückreiſe von Salzburg, wo er ſich in Geſchäftsangelegenheiten aufgehalten hatte, in Radſtadt ein, wo er ſeinen Reiſepaſs vidieren laſſen muſste. Er wurde zu Feldmarſchallieutenant Jellacic gerufen und um ſeine Wahrnehmungen bezüglich der Bewegungen des Feindes befragt. Türk bemerkte dem General gegenüber, daſs er am 23. März 1799 unter deſſen Commando an der Vertheidigung der Feldkircher Schanzen in Vorarlberg theilgenommen, worauf er von Jellacic aufgefordert wurde, neuerdings für Kaiſer und Vaterland die Waffen zu ergreifen. Mehr bedurfte es bei Türk nicht. Hatte er ſchon bei Ausbruch des Krieges zum inneröſterreichiſchen Freibataillon zwei Mann in voller Ausrüſtung auf eigene Koſten geſtellt,[1]) ſo ſtellte er ſich jetzt ſelbſt mit ſeinen 27 Lungauer Bergknappen, 18 Hammerſchmieden und 30 Holzknechten dem General Jellacic zur Verfügung. Damit begann für Türk aber auch eine Zeit voll harter Mühſale und Gefahren, voll Kämpfe und Opfer, die jedoch den von patriotiſchem Feuer erfüllten und unermüdlich thätigen Mann wenig anfochten, und wenn Türk nachher als Obercommandant in der Volkserhebung Oberkärntens nicht dieſelben großartigen Erfolge aufzuweiſen hatte wie in Tirol Andreas Hofer, ſo war es wahrlich nicht ſeine Schuld. An Begeiſterung für die Sache des Vaterlandes und des Kaiſers ſtand er ihm nicht nach, an militäriſcher Begabung hat er ihn wohl übertroffen.

Türk beſetzte nun zunächſt mit ſeinen Leuten die Verhaue auf den Radſtädter Tauern und forderte auch das Volk im Lungau zur Beſetzung der Berghöhen und Jochübergänge auf. Der Erfolg ſeines

---

[1]) Dieſe Angabe entnehme ich einem Concepte Türks zu einer Eingabe an die kaiſerliche Hofkanzlei, welches ſich unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren befindet.

Aufrufes soll ein guter gewesen sein, doch ist der actenmäßige Beleg, auf welchen sich Türk in seinen Aufzeichnungen beruft, nicht mehr vorhanden. Kehren wir jedoch, bevor wir Türks Actionen weiter verfolgen, zu den Ereignissen auf dem großen Kriegsschauplatze zurück!

Als Erzherzog Johann von den schweren Schlägen der Nordarmee erfahren hatte, konnte er nicht mehr daran denken, die errungene Position in Italien einem Feinde gegenüber, dessen Hilfsquellen unerschöpflich schienen, zu behaupten, und entschloss sich zum Rückzuge, den er am 1. Mai in die Stellungen bei Tarvis, Präwald und Laibach antrat. Chasteller, der nach der Vertreibung des Feindes aus Nordtirol sich gegen Trient gewandt hatte, gieng ebenfalls wieder nach Brixen zurück. Erzherzog Johann hatte damals den Entschluss gefasst, durch Tirol in Deutschland einzubrechen, und Chasteller sollte nun in Brixen die Avantgarde des Erzherzogs erwarten, welche unter Generalmajor Schmidt jedoch erst am 10. Mai in Toblach eintraf. Die Franzosen hatten ihrerseits indessen Trient besetzt, und General Rusca zog von dort durch die Valsugana an den Tagliamento.

In Salzburg war das französische 7. Armeecorps unter Lefébvre am 29. April eingerückt. Eine Division zur Beobachtung Jellacics zurücklassend, wandte sich Lefébvre nach Tirol, schlug Chasteller am 13. Mai bei Wörgl und zwang ihn, auf den Brenner zurückzugehen, wo inzwischen auch General Schmidt eingetroffen war. In dem hier abgehaltenen Kriegsrathe wurde der Abzug aus Tirol durch das Pusterthal beschlossen, da die mittlerweile eingetretenen Ereignisse in Kärnten den Vormarsch Erzherzog Johanns durch Tirol bereits unmöglich gemacht hatten. An der Südgrenze Kärntens hatte der Feind am 16. Mai schon alle Gebirge jenseits des Raiblerbaches besetzt und sich Tarvis genähert.

Jetzt richtete Erzherzog Johann, dessen Hauptquartier sich seit dem 14. in Villach befand, an Jellacic die Aufforderung, sich zum Abmarsche aus seiner Aufstellung auf den Tauern bereit zu halten. Am 17. erhielt der Erzherzog die Nachricht von dem Falle Wiens, und nun ergieng der Befehl an Jellacic, unverzüglich und auf dem kürzesten Wege nach Graz zu eilen, während die Truppen des Erzherzogs über Klagenfurt dahin aufbrachen. Am 18. standen die Franzosen in Villach, am 19. in Klagenfurt. Auch an der nördlichen Grenze Steiermarks zeigte sich allenthalben der Feind. Am 22. Mai erschien General Rusca von Villach und Spital her vor Sachsenburg

im Drauthale, einer aus miteinander verbundenen Blockhäusern bestehenden Feste, in welcher Major Albert v. Krapf commandierte. Am 24. wurde die Feste zweimal aufgefordert, sich zu ergeben, aber umsonst. Am 27. und 28. suchte der Feind auf dem Lambrechtsberge Geschütze aufzuführen und die abgebrochene Brücke bei Gschieß wieder herzustellen, wurde jedoch daran verhindert. Als Rusca von dem Anmarsche Chastellers nach Kärnten hörte, zog er sich am 3. Juni über Villach nach Klagenfurt zurück und hielt diese Stadt auch nach dem Durchbruche Chastellers mit General Bertoletti besetzt.[1])

Bei diesem Durchbruche wurde Generalmajor Schmidt in dem Gefechte bei Klagenfurt am 6. Juni von dem Corps Chastellers abgeschnitten und zog sich mit 6 Compagnien, einigen Reitern und 2 Geschützen, im ganzen 816 Mann mit 36 Pferden, nach Villach und später nach Lienz zurück.[2]) Im Innthale wurden die Franzosen am 29. Mai zum zweitenmale von den Tirolern im Vereine mit den wenigen österreichischen Truppen unter dem Generalmajor v. Buol geschlagen. Die Sieger streiften bereits Anfangs Juni im Pinzgauischen. Im Pusterthale standen 26 Schützencompagnien unter dem Obercommando des Hauptmannes Stainer, und der einstige Hauptmann Türks, Philipp v. Wörndle, entfaltete dort als Viceintendant mit unbeschränkter Civil- und Militärgewalt alsbald eine rege Thätigkeit. Besonderes Augenmerk richtete er auf den Nachschub von Lebensmitteln und Munition, an denen es in Tirol bald zu mangeln anfieng.[3]) Kehren wir nun nach dieser allgemeinen Übersicht, die wir zum besseren Verständnis der folgenden Ereignisse für nothwendig hielten, zu unserem Helden Türk zurück!

Nach dem Abzuge der Truppen Jellacics am 17. Mai stand Türk mit seinen Leuten allein auf den Tauern. Bekannt mit den angelegten Minen und begünstigt durch die großen Schneemassen, welche infolge der außerordentlichen Schneefälle im April dieses Jahres noch überall lagen und die meisten Seitenthäler und Gebirgswege ungangbar machten, entschloss er sich, den Posten zu halten. An Munition fehlte es ihm nicht. Seine kleine Schar war guten Muthes. Hätte die Division Wrede, welche am 23. Mai von Innsbruck abgerückt war,

[1]) „Das Heer von Inneröſterreich ꝛc.", S. 324 und 348.

[2]) Daublebsky v. Sterneck, „Geschichtlicher Anhang zur militärischen Beschreibung des Kriegsschauplatzes in Tirol." Wien 1872. S. 104.

[3]) Wörndle, a. a. O., S. 92.

um, vereint mit der Division Kronprinz, sich über die Tauern mit der Armee des Vicekönigs zu verbinden, diesen Marsch ausgeführt, so wäre den Wackeren auf den Tauern wohl auch der Muth vergangen. Die Schlacht bei Aspern rettete sie, da nun beide Divisionen den Befehl erhielten, nach Linz zu marschieren. Durch den Sieg der Tiroler am 29. Mai und ihr darauffolgendes Vorrücken im Pinzgau und Oberpongau wurde die Lage Türks vollends eine derartige, dass er daran dachte, seinerseits den Feind aufzusuchen, wozu ihn seine Waghalsigkeit alsbald verleitete. Er ließ zunächst nach Radstadt, Werfen und Hallein das Gerücht von umfassenden Vertheidigungsanstalten und dem Eintreffen mehrerer Tiroler Schützencompagnien verbreiten. Dann setzte er sich mit dem nächsten Militärcommando in Kärnten in Verbindung, welchem er Mittheilung von den getroffenen Vorkehrungen machte. Auch schickte er Boten an den Schützenmajor Jakob Sieberer in Taxenbach, um ihn zu bitten, dass er ihm wenigstens eine Compagnie Tiroler sende. Von dem Pfleger in Mauterndorf erhielt er die Nachricht, dass im Schlosse daselbst allerhand altes Gewaffen, Doppelhacken, Gewehre mit Luntenschlössern, 4 kurze Kanonen mit 12löthigem Caliber und 3 Einpfünder lägen, welche er ihm gegen ein ausgestelltes Requisitionsschreiben aushändigen würde. Türk übernahm diesen Vorrath und sandte ihn sofort an das Festungscommando in Sachsenburg zur Überarbeitung.[1])

Nach der Vertreibung des Feindes aus Tirol war es eine der Hauptsorgen der Führer der nationalen Vertheidigung, für die Aufbringung und Herbeischaffung von Gewehren und Munition, namentlich von Pulver, Anstalten zu treffen, und wir dürfen mit gutem Grunde annehmen, dass man schon damals wie insbesondere später solches auch aus Kärnten erhielt. In dieser Richtung war Türk ebenfalls thätig. Am 18. Juni empfieng er von seinem Gönner, dem Bischof Franz Grafen Salm-Reifferscheid, die Nachricht, dass er von einem Oberlieutenant Jesanitzky, der krank von der Armee zurückgeblieben war, zwei Schlüssel zu dem Pulverthurm in Haarbach erhalten habe, in welchem sowohl mehrere Centner ärarischen Pulvers, als auch der Privatvorrath eines gewissen Alois Steiner lägen, wovon der Feind noch keine Kunde besitze. Sofort wandte sich Türk behufs Behebung

[1]) Diese sowie die noch zu erwähnende Lieferung von alten Waffen bildeten offenbar einen Bestandtheil jener Waffenvorräthe, über deren Nichtauslieferung bei Übergabe von Sachsenburg (1. August) Rusca so bitterböse wurde. Egger, „Geschichte Tirols", III., S. 660.

dieses Pulvers an den Landespräsidenten von Kärnten, Baron Ulm. Durch drei entschlossene Männer wurde dasselbe theils mitten durch die Feinde nach Sachsenburg, theils in sichere Privatverwahrung gebracht.

In diese Zeit, den Monat Juni, muss auch folgendes Stückchen Türks im Salzburgischen gesetzt werden. Türk hatte in Erfahrung gebracht, dass zu Hüttau circa 5 Centner Pulver, für das dortige Bergwerk bestimmt, lägen. Er gieng dahin ab und behob dasselbe ohneweiters für seine Zwecke. Daselbst hörte er, dass in Werfen mehrere bayerische Kanonen mit Pulverwagen unter nur schwacher Bedeckung ständen. Als nun kurz darauf ein Streifcommando von Tiroler Schützen bei Türk erschien, ward rasch der Plan gefasst, den Bayern in Werfen einen Besuch abzustatten, besonders da Türk wusste, welche Furcht die Bayern vor den Tirolern hatten. Er ließ eine Postkalesche bespannen und fuhr mit einem Oberjäger und zwei „sehr wild aussehenden" Tiroler Schützen gegen Werfen. Auf der Fahrt sprengte er aus, dass sie Quartiermacher von nachfolgenden 800 Tirolern seien. Früh morgens langten sie bei dem Gasthause an der Werfener Brücke an. Sofort musste der Wirt Arbeiter verschaffen, welche die Brücke von der Werfener Seite aus bis zur Hälfte in aller Eile abtragen sollten. Auch ein Ochse wurde augenblicklich requiriert und geschlachtet, um für die angeblich rasch nachfolgenden Tiroler Fleisch zu haben. Die Arbeiter an der Brücke hatten den Leuten, welche auf diese Vorgänge hin am jenseitigen Ufer herbeikamen, von dem Anrücken der Tiroler erzählt, und gegen 8 Uhr hatte sich das Gerücht schon in Werfen selbst verbreitet. Bald sahen Türk und seine Begleiter einen bayerischen Officier in mäßigem Trabe gegen die Brücke zu reiten. Eine Kugel, die ihm entgegengesandt wurde, veranlasste ihn zur schleunigsten Umkehr. Aus dem Orte selbst hörte man alsbald Trommelwirbel und Trompetensignale, und unsere vier Männer an der Brücke erwarteten nichts anderes, als dass der Feind ihnen entgegenrücke. Statt dessen verhallten Trommeln und Trompeten hinter dem Schlossberge von Werfen. Leute, welche an die Brücke kamen, riefen hinüber, dass die Bayern eilends abgezogen wären und sogar ihre Bagage und die Wagen zurückgelassen hätten. Erstaunt sahen sich Türk und seine Begleiter an. Anfangs dachten sie an Verrath, und Türk versicherte sich sofort des angesehensten und reichsten Mannes des Ortes, welchen er einem der beiden „wilden" Tiroler übergab mit dem Befehle, ihn augenblicklich niederzuschießen, wenn sich der Verdacht

bewahrheitete. Er selbst, der Oberjäger und der andere Tiroler eilten nun mit den herbeigekommenen Leuten in den Ort und fanden denselben thatsächlich vom Feinde verlassen. Ein unbespannter Pulverwagen mit 16 Centner Pulver in Fässchen und 3000 scharfen Patronen, eine 28löthige Feldschlange und ein 3pfündiges Wurfgeschütz nebst vieler Bagage waren zurückgeblieben. Sogleich wurden Pferde requiriert, eingespannt und aller Munitionsvorrath abgeführt und nach Sachsenburg abgeliefert.[1])

In Tirol stieg aber der Mangel an Geld und Munition zusehends, und besonders trat seit der allgemeinen Abschließung des Landes eine ganz außerordentliche Nothlage ein. Von Schwaben, der Schweiz, Italien und größtentheils auch von Inneröfterreich her war die Grenze vollkommen abgesperrt. Es begann an Pulver, an Blei, an Gewehren zu fehlen; die Kriegscasse der noch in Tirol unter dem Commando Buols zurückgebliebenen circa 6000 Mann verfügte seit Anfang Juni über keinen Kreuzer mehr, und die Mannschaft lebte auf Kosten des ohnehin schon erschöpften Landes.[2]) Die in Bayern vorgenommenen Requisitionen vermochten kaum für den Augenblick Abhilfe zu schaffen. Da fassten Buol und der Generalintendant v. Hormayr den Plan, in Kärnten einzubrechen, Klagenfurt, das der Feind etwas befestigt hatte, und in dem sich eine Menge Munition und anderer Kriegsbedarf befand, durch einen raschen Handstreich zu nehmen und die Verbindung mit dem 9. Armeecorps unter Giulay herzustellen. Der Augenblick schien für ein solches Unternehmen günstig. Die ganze Ostgrenze von Mittersill im Pinzgau bis Buchenstein war von Pusterthaler Compagnien besetzt, und Hauptmann Inwinkl von der 2. Lienzer Compagnie organisierte auch die Volkserhebung im Salzburgischen. Im Süden gährte es im Venetianischen schon ganz bedenklich. Der Banus Giulay hatte Marburg und Graz wieder besetzt, und die Berichte des Hauptmannes Mayersfeld, welcher nach Kärnten gesandt worden war, um die dortige Lage auszukundschaften, lauteten sehr günstig.

Um dem Plane, in Kärnten einzubrechen, im Volke den nöthigen Anhang zu verschaffen und ihm dadurch ein größeres Gewicht zu geben, wurden auch Hofer und die übrigen Häupter der Tiroler

[1]) Zeugnis des Commandanten de dato 18. Juli 1809.

[2]) Schreiben Buols in „Das Heer von Innerösterreich 2c.", S. 362 und „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege", Jena 1845, I. Band, 1. Abtheilung, S. 70.

beigezogen. Die Ausführung sollte in folgender Weise geschehen. 4 Compagnien Devaux mit 2 Kanonen und einigen Munitionskarren mit 15.000 Patronen sollten unter Oberstlieutenant Reißenfels zur Verstärkung Schmidts in das Pusterthal abrücken und am 15. Juli in Bruneck eintreffen. Zu ihnen hatten 10 Schützencompagnien aus dem Burggrafenamte und dem Etschthale sowie sämmtliche Pusterthaler Compagnien zu stoßen. Der Vormarsch in Kärnten sollte in zwei Colonnen erfolgen und zwar derart, dass 1 Bataillon, 1 Zug Cavallerie mit 2 Dreipfündern und 1 Haubitze durch das Drauthal, dann 1 Bataillon, 1 Zug Cavallerie mit 2 Dreipfündern durch das Gailthal vorrückten. Bei der einen Abtheilung sollten 5000, bei der anderen 3000 Tiroler Schützen stehen und Hofer und Hormayr sie commandieren.[1])

Als Vorbereitung zu dem Zuge hatten Streifungen in Oberkärnten nach und nach bis Villach vorgenommen zu werden. Wo möglich, sollte auch die Verbindung des Feindes mit Italien unterbrochen werden.[2]) Türk sollte in Kärnten selbst das Volk aufbieten und mit dem einmarschierenden Militär und den Tirolern zu gemeinsamer Sache verbinden.

Der tapfere Befehlshaber von Sachsenburg, Major Albert v. Krapf, hatte eine Abtheilung seiner kleinen Besatzung unter dem kühnen Hauptmann Taverge durch das Gailthal gegen Tarvis vorgesandt, und dieser hatte sich eines feindlichen Geld- und Munitionstransportes bemächtigt. Am 3. Juli besetzte Major Graf Triangi Villach, streifte dann gegen Klagenfurt, fand in Ferlach bedeutende Gewehrvorräthe und eröffnete die Verbindung mit Laibach. Rittmeister Hillmer aber unternahm einen kühnen Zug über das kärntnerische, salzburgische und obersteierische Gebirge bis Judenburg, wo er auf die Vorposten des 9. Armeecorps stieß.[3])

General Rusca befand sich schon seit langem mit seiner verhältnismäßig kleinen Truppe zu Klagenfurt in einer sehr prekären Lage. Beständig lebte er in der Furcht, von den Tirolern und den Truppen Giulays in die Mitte genommen zu werden. Deshalb beschloss er, den Weg zum großen Heere zu suchen, der ihm jedoch da-

---

[1]) Rapp, „Tirol im Jahre 1809“, S. 450 f.

[2]) „Das Heer von Innerösterreich 2c.“, S. 360 und Egger, „Geschichte Tirols“, III., S. 646.

[3]) „Das Heer von Innerösterreich 2c.“, S. 140 und Egger, „Geschichte Tirols“, III., S. 631.

mals bereits abgeschnitten war. In Klagenfurt ließ er den General Bertoletti mit ungefähr 800 Mann zurück[1]) und zog ab. Er zog über Knittelfeld nach Leoben und, da er den weiteren Vormarsch nicht mehr wagen konnte, über Rottenmann, Radstadt, Mauterndorf und Gmünd am 22. Juli wieder nach Spital an die Drau zurück.

Am 8. Juli hatte Türk von dem Pfleger Eßlinger die erste Nachricht von dem Anmarsche Ruscas empfangen. Er eilte sofort nach Tamsweg, forderte dort zur Bewaffnung des Landsturmes auf und erhielt auch vom Landwehrhauptmann Johann Obermayer die Zusicherung von Hilfeleistung. Eine Estafette von Generalmajor Schmidt aus Lienz brachte nähere Weisungen und verständigte ihn, dass Rittmeister Hillmer mit Infanterie und Cavallerie bereits in Murau eingetroffen sei. Von St. Johann in Tirol lief ein Schreiben des Schützenmajors Teimer ein, wonach man auch dort gerüstet war, dem herumirrenden und von allen Seiten verfolgten Rusca einen entsprechenden Empfang zu bereiten. Türk betrieb nun mit allem Eifer die Organisierung des Landsturmes und rückte am 16. Juli vom Lungau nach Murau zu Hillmer, mit welchem zusammen er dann einen Streifzug über Unzmarkt nach Judenburg machte. Rusca war aber auf die Nachricht hiervon schon über Zeyring nach Rottenmann abgezogen. Ein Zeyringer Jäger schoss ihm auf diesem Marsche den Kutscher vom Bocke und erbeutete seine schönen Schimmel, die Türk später an sich brachte.

Als auch die Gefahr eines feindlichen Einbruches von Obersteier her beseitigt war, übertrug Türk das Commando auf den Tauern einem gewissen Strücker (oder Stricker) und reiste an das Generalcommando nach Lienz, wohin er von Generalmajor Schmidt berufen worden war, und wo auch Hofer sich befand. Hier wurde ihm folgende Vollmacht ausgestellt:

Gewalt und Vollmacht

für den k. k. Tiroler Landesschützen Herrn Oberlieutenant Türk, mittelst welcher derselbe beglaubet und bekräftiget wird, zur Zurückhaltung und Abhaltung feindlicher Einfälle nicht nur die Landwehr zu commandieren und zu disponieren, sondern auch alles nöthige zu veranlassen, was das Eindringen des allgemein gefährlichen Feindes zu hindern vermag und sind hiebei keineswegs die vom Feind bereits be-

[1]) Daublebsky v. Sterneck, „Geschichtlicher Anhang zur militärischen Beschreibung des Kriegsschauplatzes in Tirol", S. 108.

setzten Erbstaaten, als nämlich Salzburg und Bertolsgaden ausgenommen; dahero auch die sehr bösgesinnten und höchst unverantwortlichen Proclamationen des Herrn Bischofs vom Chiemsee nicht geachtet werden dürften, welcher seiner Zeit vor dem Richter Stuhl S. k. k. Majestät vor diese aufrührerischen Proclamationen verantwortlich bleibt. Lienz den 19. Juli 809. Schmidt.[1])

Von Lienz aus rief nun Türk die Oberkärntner zum Aufstande auf. Binnen drei Tagen waren bei Greifenburg, das zunächst als Sammelplatz bestimmt worden war, zwei Compagnien in der Gesammtstärke von 280 Mann unter den Hauptleuten Pröll und Pollmayer beisammen, mit denen sich Türk sofort gegen Sachsenburg in Marsch setzte, die weitere Organisierung des Aufgebotes dem Major Della Motte überlassend. Türk führte mit den zwei Compagnien Streifungen bis Unter-Vellach bei Villach aus. Auf dem Rückmarsche erfuhr er gerüchtweise in Paternion von dem Abschlusse des Waffenstillstandes von Znaim, und dass Rusca infolge dessen über die Tauern gegangen und über Gmünd im Anmarsche sei. An den wirklichen Abschluss des Waffenstillstandes glaubte er jedoch ebensowenig wie die im Hauptquartiere, wo diese Nachricht bereits durch ein Schreiben Wallners aus Weißenbach vom 17. Juli eingelangt war. Hatte man ja ausdrücklich in der Vollmacht für Türk betont, dass auf die Proclamationen des Bischofs vom Chiemsee, die eben der Bevölkerung den Abschluss des Waffenstillstandes mittheilten, nicht geachtet werden dürfe. Türk ließ also sofort die Draubrücke bei Paternion abbrechen und eilte nach Lieserhofen und Pusarnitz, um Rusca hier gehörig zu empfangen. Zugleich verständigte er das Obercommando in Lienz davon.

Am 20. Juli trafen vor Sachsenburg zwei französische Couriere ein und forderten auf Grund der Bedingungen des Waffenstillstandes die Übergabe der Feste.

In der Nacht vom 22. auf den 23. langte jedoch ein vom 18. Juli datiertes Schreiben des Erzherzogs Johann an General Buol in Lienz ein: „Da es sein kann, dass ein feindlicher Parlamentär Ihnen den Befehl bringt, Tirol in Folge eines Waffenstillstandes zu räumen, so haben Sie diesem Befehle nicht nachzukommen, ausgenommen,

[1]) Rapp, Urkundensammlung, Nr. 130 im Ferdinandeum zu Innsbruck. Die Abschrift ist von Hofer und Kolb beglaubigt. Wohl nur durch einen Lapsus calami steht bei Wurzbach, a. a. O., S. 83, dass Türk vom Generalcommando in „Linz" mit dem Obercommando über den Kärntner Landsturm betraut wurde.

er wäre von mir unterfertigt."[1]) Dies schien eine neue Bestätigung dafür zu sein, dass ein Waffenstillstand nicht bestehe.

Hofer hatte am 22. von Lienz aus einen erneuten Aufruf an die Tiroler erlassen und einen anderen an die Bewohner des Drau-, Möll- und Gailthales, in welchem er letzteren verkündet, dass er mit einer Masse von Landsleuten, welcher noch mehrere Tausende nachfolgen werden, an ihren Grenzen stehe.[2]) Oberstlieutenant Reißenfels war mit den ihm untergebenen Truppen zur bestimmten Zeit in Bruneck eingetroffen. Der Zuzug aus dem Burggrafenamte säumte noch. Da ergieng von der nördlichen Schutzdeputation der Befehl, dass die Compagnien im Pusterthale sich zwar an der Landesgrenze aufstellen, aber nur vertheidigungsweise vorgehen und aller Ausfälle und Angriffe sich enthalten sollten.

Dem Befehle entsprechend, wies das Obercommando in Lienz am 26. und abermals am 27. Juli Türk an, nichts Feindliches zu unternehmen, wenn er nicht angegriffen würde. Türk scheint über diesen Befehl nicht besonders erfreut gewesen zu sein. Leider ist gerade die Correspondenz, welche Türk in der Angelegenheit mit dem Obercommando führte, verloren gegangen. Es scheint jedoch auch schon früher zwischen letzterem und Türk Misshelligkeiten gegeben zu haben. Kurz, Türk sah sich — ob mit oder ohne hinreichenden Grund, muss dahingestellt bleiben — bewogen, um seine Entlassung einzukommen und ein Circular an alle Bezirksgerichte zu erlassen, über dessen Inhalt wir indes ebensowenig unterrichtet sind.

Am 27. Juli endlich erhielt Schmidt durch den österreichischen Courier, Hauptmann Wolf, aus dem Hauptquartier des Erzherzogs Johann die officielle Kunde von dem Abschlusse des Waffenstillstandes. Artikel IV des Vertrages von Znaim bestimmte: „Alle Abtheilungen österreichischer Truppen, welche sich in Tirol und Vorarlberg befinden, haben diese Provinzen zu verlassen. Die Feste Sachsenburg ist dem französischen Militär zu übergeben." In der That ergieng von Marschall Lefébvre aus Salzburg an Rusca der Befehl, die Feindseligkeiten gegen Sachsenburg unverzüglich zu eröffnen, wenn dasselbe bis zum 3. August nicht übergeben wäre.[3])

---

[1]) „Das Heer von Innerösterreich &c.", S. 386.

[2]) Rapp, Urkundensammlung zu dem Werke „Tirol im Jahre 1809", Nr. 162.

[3]) „Das Heer von Innerösterreich &c.", S. 378.

Schmidt beauftragte noch am 27. Juli abends den Befehlshaber von Sachsenburg, sich zum Abzuge bereit zu halten, und rückte selbst sofort dahin ab. Am 30. fand sich auch Hormayr dort ein. Beide forderten an diesem Tage Türk auf, mit seinen Leuten ebenfalls dahin zu kommen. Hier suchte Hormayr Türk zu bewegen, dass er die Feste in dem Augenblicke überfallen und wegnehmen solle, als Generalmajor Schmidt dieselbe vertragsmäßig am 1. August an Rusca übergeben werde. Das österreichische Militär würde ihm gewiss keinen Widerstand entgegensetzen. Türk wies aber diese Zumuthung auf der Stelle und mit Entrüstung zurück, vor allem, wie er sagte, weil ein Unterthan seines Herrn des Kaisers Befehle nicht durch Vertragsbruch entehren dürfe. Außerdem gewännen Tirol und Kärnten nichts durch den Besitz einer Feste, welche sie doch in keiner Weise zu behaupten imstande wären. Es wollte Türk überhaupt scheinen, dass diese verrückte Idee mehr die Ausgeburt eines berauschten als eines nüchternen Verstandes sei. General Schmidt benahm sich der ganzen Sache gegenüber vollkommen theilnahmslos, stellte jedoch zum Schlusse Türk den Antrag, mit ihm der Armee zu folgen, wofür Türk sich bedankte. Damit war die Sache beendet.

Am 1. August übergab der heldenmüthige Krapf die tapfer vertheidigte Feste an Rusca, der sie auch alsogleich besetzte. Türk reiste mit schwerem Herzen, das Unglück des Vaterlandes tief beklagend, nach Falkenberg bei Klagenfurt, wo er bis zum 17. August verborgen lebte. Das Kärntner Aufgebot wurde in die Heimat entlassen.[1])

Die österreichischen Truppen rüsteten indessen zum Aufbruche aus Tirol. Am 3. August setzte sich Schmidt mit seiner Mannschaft in Bewegung und marschierte über Spital, Villach, Klagenfurt, Marburg und Pettau nach Csakathurn ins Hauptquartier des Erzherzogs Johann, wo er am 11. August eintraf. Ihm folgte am 8. August Buol mit seinen Truppen, der Csakathurn am 18. erreichte.

Hofer hatte vom Erzherzog Johann die Meldung vom Abschlusse des Waffenstillstandes am 28. Juli erhalten zugleich mit der Beifügung, dass der Waffenstillstand gehalten werden müsse, wenn auch der Feind ihn halte. Da aber der Feind sich schon anschickte, von Salzburg und Kärnten aus gegen Tirol zu marschieren, um dasselbe zu besetzen, hielt Hofer sich gleichfalls nicht mehr an den Waffenstillstand

[1]) Darnach ist Wurzbach, a. a. O., S. 83, zu berichtigen, welcher angibt, dass die Schützen sich nur, um nicht unnöthig Menschenleben dem übermächtigen Feinde zu opfern, zerstreuten.

gebunden und traf seine Gegenanstalten, indem er noch am 28. Juli das Pusterthal zum allgemeinen Widerstande aufrief.[1]) Am 30. reiste er nach Sterzing ab, worauf Rusca am 2. August nach Oberdrauburg und weiter nach Lienz vorrückte, um durch das Pusterthal sich mit dem Marschall Lefébvre, welcher von Salzburg durch das Innthal über den Brenner vordrang, zu vereinigen. Hofer, der nunmehr nach Abzug der österreichischen Truppen als Obercommandant von Tirol auftrat, hatte vor seiner Abreise von Lienz Steger mit dem Commando im Pusterthale betraut, und dieser rief die Landesvertheidiger, welche am Klausen-Kofl und bei Winklern standen, zurück und besetzte mit seiner Mannschaft die Lienzer Klause.[2]) Hier wehrte er in verzweifeltem Ringen am 8. und 9. August Rusca den Durchzug. An den gleichen Tagen fochten die Tiroler auf den Feldern von Sterzing gegen Lefébvre den ewig glorreichen Kampf, dem am 13. August die denkwürdige dritte Schlacht am Berge Isel folgte, in welcher der stolze französische Marschall seine auf deutschem Boden errungenen Lorbeeren an die Tiroler Bauern abtreten muſste und zum Abzuge aus dem Lande gezwungen wurde. Rusca war bereits am 10. August von Lienz wieder nach Kärnten zurückgegangen.

Am 17. August wurde Türk insgeheim zum Landespräsidenten von Kärnten Baron Ulm und zum Appellationspräsidenten Grafen Enzenberg nach Klagenfurt gerufen. Diese eröffneten ihm, daſs sie aus dem k. k. Hauptquartiere Totis von Sr. Majestät den gemessenen Befehl erhalten hätten, ihn unverzüglich dorthin abzusenden. Auf die Bemerkung hin, daſs er den ganzen früheren Feldzug auf eigene Kosten und mit großem Aufwande an Geld mitgemacht und seine Mittel daher erschöpft seien, erhielt er 500 fl. Reisevorschuſs, und zugleich wurde ihm bedeutet, daſs er das Zimmer des Landespräsidenten nicht mehr verlassen dürfe. Es wurde ihm und seinem Begleiter, einem Klagenfurter Bürger namens Metzner, ein Reisepaſs nach Marburg ausgefertigt, in welchem als Zweck der Reise der Ankauf von Victualien angegeben war. Einige Wäsche bekam Türk von Baron Ulm, und so reiste er, ohne von seiner Familie Abschied genommen zu haben, nach Marburg ab. Im Kleide sicher eingenäht trug er ein Beglaubigungsschreiben des Appellationspräsidenten Grafen Enzenberg an Se. Majestät bei sich. In Marburg angelangt, erhielt er das Paſsvisum und fuhr

[1]) Rapp, „Tirol im Jahre 1809“, S. 464 f.

[2]) Rapp, „Tirol im Jahre 1809“, S. 539.

nach einer Stunde Aufenthalt über Großsonntag weiter nach Warasdin, wo er außerhalb der feindlichen Vorpostenkette war. Um 7 Uhr abends kam er in Totis an. Dort traf er Obersten Grafen Leiningen und Obersten Schneider, seine Bekannten von früher her, die ihn jubelnd begrüßten. Am folgenden Tag um 10 Uhr wurde Türk vom Kaiser in Audienz empfangen. Die erste Frage des gütigen Monarchen war, wie es seinen lieben Getreuen unter dem schweren Feindesdrucke gehe. Türk musste eingehenden Bericht erstatten, und der Kaiser konnte seine Rührung nur mit Mühe verbergen. Zu Türk gewandt, sagte er dann: „Lieber Türk. Aus mir vorgelegten Armeeberichten ersah ich mit Wohlgefallen ihre Diensteslеistungen. Wir nehmen dieselben für den Fall vom Neuen in Anspruch, so gegenwärtige Waffenruhe nicht zum Frieden führen sollte. Gehen sie zu unserem Bruder nach Köszthely, welcher sie von unseren Wünschen in Kenntnis setzen wird. Grüßen sie von uns herzlich alle Getreuen dort und setzen sie uns stets in Kenntnis der dortigen Ereignisse. Gottes Schutz sei ihre Begleitung."

Tiefgerührt sank Türk seinem Kaiser zu Füßen, mit Thränen in den Augen küsste er seine Vaterhände und schwor ewige Treue.

Drei Tage blieb Türk noch in Totis, wo er auch zur Officiers-hoftafel geladen wurde und Leiningen und Schneider ihn auf das zuvorkommendste behandelten. Über kaiserliche Anordnung erhielt er 1000 fl. Reisegeld, und so brach er am vierten Tage getrost nach Keszthely auf, wo er sofort vom Erzherzog Johann empfangen und für den nächsten Tag an dessen Adjutanten Baron Fedrigoni gewiesen wurde. Von diesem sollte er seine Aufträge erhalten. Als er sich demselben vorstellte, eröffnete er ihm Folgendes. Es wäre bei dem sehr wahrscheinlichen Wiederausbruche des Krieges sehr wünschenswert, wenn im Rücken des Feindes eine gut geleitete Landsturmorganisation vorbereitet würde, zu welchem Zwecke sich Krain, Kärnten und Obersteier in enge Verbindung mit Tirol zu setzen hätten. In Krain und Obersteier wäre schon das Entsprechende vorgekehrt. Wegen Kärntens solle sich Türk mit dem Landespräsidenten Baron Ulm in Verbindung setzen, der bereits von dem Plane in Kenntnis sei. Es möge jedoch alles geheim vorbereitet werden. Von Zeit zu Zeit würden durch verlässliche Couriere aus dem Hauptquartiere die nöthigen Weisungen gegeben werden, welche Boten dann wieder die Berichte aus Kärnten in das Hauptquartier zu überbringen hätten. Zugleich eröffnete Fedrigoni Türk, dass ihm unter der Oberleitung des Landespräsidenten das Obercommando über den aufzubietenden Landsturm Kärntens

übertragen sei, und theilte ihm einen vom Obersten Leiningen entworfenen Plan mit, wie gegebenenfalls Klagenfurt durch einen Handstreich genommen werden könnte. Folgendes waren die wesentlichsten Punkte desselben. Man solle 1. Abdrücke von den Mündungen der Kanonen sich verschaffen, welche auf dem Franciscanerplatze in Klagenfurt ständen, und nach dem Caliber derselben Patronen mit Kartätschen anfertigen; 2. solle man möglichst viele entschlossene Leute, vorzüglich Tiroler, in die Stadt zur Arbeit an den Schanzen zu bringen suchen; 3. solle man trachten, den Munitionsvorrath, welcher auf der ehemaligen Röhrenbastion am Eckkeller gegenüber dem Ebner'schen Hause sich befinde, in die Hände zu bekommen; 4. die mit dem Anschlage vertraut gemachten Arbeiter und Bürger sollen im Momente der Ausführung desselben wohlbewaffnet in zweckdienlich gelegenen Häusern, insbesondere im Tabakamtshause, untergebracht werden, um schnell und ohne Geräusch die Hauptwache entwaffnen zu können; andere sollen gleichzeitig die Pferde, welche an die ständische Gartenmauer angehängt seien, durch Abschneiden der Halfter auseinander sprengen und die Wache beim Bärenwirt gefangen nehmen. Während dessen solle andere Mannschaft beim Postlwirt am Franciscanerplatz die Kanonen gegen die Kaserne richten und dieselbe auf beiden Seiten absperren. Endlich sollen auf dem sogenannten Lindwurm circa 12 gute Schützen postiert werden, welche den Platz gegen einen Cavallerieangriff zu decken hätten. Man solle 5. dafür Sorge tragen, dass die Häuser, in welchen die Generale und Intendanten wohnen, in der Nacht offen blieben, um dieselben sogleich gefangen nehmen zu können. 6. Die Sturmmasse solle indessen am Kreuzberg kampfbereit gehalten werden und auf das verabredete Zeichen das St. Veiterthor stürmen. Auf die Kanonen auf den Wällen habe man wenig Rücksicht zu nehmen, da sie in ihrer Unbehilflichkeit nicht gefährlich seien. Dagegen solle man sich der Pferde, die in den Ställen vertheilt seien, versichern. Die Wassergräben solle man durch Hineingießen von mehreren Pfund Quecksilber entleeren. Der allgemeine Angriff solle morgens früh Schlag 2 Uhr und zwar rasch und auf allen Punkten zugleich ausgeführt und durch Sturmläuten und Trompetenstöße angezeigt werden. Geldhilfe werde vom k. k. Hauptquartiere abgesandt werden, und die Staatscassen der vom Feinde befreiten Orte werden zur Verabfolgung von Geld ebenfalls angewiesen werden.

Mit diesen mündlich ertheilten Instructionen und drei versiegelten Schreiben, von denen eines an den gefangenen Grafen Peter v. Goës

in Mailand, eines an den Gouverneur von Fiume, Grafen Rosetti, und eines an den Grafen Enzenberg in Klagenfurt gerichtet war, verließ Türk Keszthely. Außerdem hatte man ihm, auf kleinen Zettelchen verzeichnet, die Namen gleichgesinnter Patrioten mitgegeben und ihn mit dem geheimen Erkennungszeichen bekannt gemacht.[1]) Die Rückreise machte er unter dem angenommenen Namen Joh. Bapt. Seybold, dessen er sich später auch in officiellen Kundmachungen bediente. Von Warasdin führte ihn ein Eierträger über das Gebirge nach Marburg. Dort erfuhr er, dass seine Rückreise dem Feinde verrathen sei und nach ihm eifrigst gefahndet werde. Die Wirtin zum Lamm in Marburg, bei der er abgestiegen war, und der er sich entdeckte, ließ auf der Stelle ein Pferd einspannen, und Türk musste, als Bauernknecht verkleidet, ihren Sohn nach Völkermarkt fahren. Von hier gieng Türk über Sillebrücken nach Maria Saal zu Herndl und setzte von da aus den Landespräsidenten von seiner Ankunft in Kenntnis. Dieser beschied ihn zu einer Unterredung nach Sandhof bei St. Georgen, wo beschlossen wurde, mehrere wohlhabende und angesehene Männer von erprobtem Patriotismus in das Geheimnis einzuweihen, Gewehre und Munition zu sammeln und überhaupt alles Zweckdienliche unverzüglich vorzubereiten. In den nächsten Tagen kam Türk auch mehreremale nach Klagenfurt, ohne jedoch je gefährdet zu werden.

Da geschah es, dass Türk mit dem Verwalter des Fürstbischofs eine Reise nach Triest machen musste, um das dortige Eisenwarenlager in Geld umzusetzen. Es konnte sich ihm hierbei auch die Gelegenheit bieten, die in Keszthely erhaltenen Briefe an ihre Adresse zu befördern. Die Stadt war damals im Besitze der Franzosen. Türk figurierte auf der Reise als Diener des Verwalters. In Triest angekommen, übergaben sie ihre Pässe vorschriftsmäßig der Polizei. Bei längerem als dreitägigem Aufenthalte mussten jedoch bei der dortigen Intendanz assecurierte, d. h. von zwei ansässigen Garanten unterschriebene Aufenthaltsscheine gelöst werden. Da nun die beiden nach so kurzer Zeit mit ihrem Geschäfte nicht fertig werden konnten, wurde die Lösung dieser Scheine nothwendig. Als Türk zu dem Zwecke um 11 Uhr vormittags auf dem Bureau der Intendanz erschien, wurde er für verhaftet erklärt und alsogleich auf die Polizeiwachstube abgeführt. Zum Glücke hatte er vorher mit dem Polizei-

[1]) Vgl. Wurzbach, a. a. O., S. 84.

director Baron Longo, dem Landrathe Orefici und Dr. Hoffer, einem gebürtigen Kärntner, gesprochen und konnte daher unter allen Umständen auf deren Unterstützung rechnen, da alle drei insgeheim gut österreichisch gesinnte Männer waren. Türk verlebte nun, wie er selbst gesteht, die bittersten Stunden seines Lebens. Über das, was ihm bevorstand, wenn ihm nicht eine unverhoffte Rettung würde, täuschte er sich nicht. In einer kleinen Brieftasche trug er höchst wichtige Papiere bei sich.[1]) Diese galt es zunächst beiseite zu schaffen. Er meldete sich zur körperlichen Nothdurft; zwei Polizeisoldaten escortierten ihn; trotzdem gelang es ihm, die fatale Brieftasche in der Grube verschwinden zu lassen. Um $^1/_2$3 Uhr nachmittags wurde er einem Verhöre unterzogen. Die Commission bestand aus zwei Stabsofficieren und zwei Civilcommissären. Türk gab sich in der einfältigsten Weise für einen Tischlersohn aus Straßburg in Kärnten aus; bezüglich aller übrigen Fragen stellte er sich unwissend. Da erhob sich einer der Civilcommissäre, namens Marinitsch, und erklärte, dass der Verhaftete nicht der gesuchte Türk sei; derselbe stände vielmehr gegenwärtig in österreichischen Diensten in Fiume, während er früher in Triest in Condition gestanden habe, dann Sensal geworden sei und zuletzt als Oberjäger der Triester Landwehr gedient habe.[2]) So wurde Türk als nicht der Gesuchte entlassen. Auf der Straße angelangt, empfieng ihn freudestrahlend Baron Longo, und in dessen Hause fand er auch Orefici und Hoffer. Die Freunde hatten beschlossen gehabt, Türk, falls er verurtheilt würde und der Urtheilsspruch, der nur auf Tod hätte lauten können, erst am nächsten Tag zur Vollziehung gelangen sollte, noch in der Nacht durch unterschobene Befehle oder durch die Wache selbst in Freiheit zu setzen. Schnell rüstete sich nun der Verwalter des Fürstbischofs, der aus all dem, was mit Türk vorgegangen war, nicht klug werden konnte, da er in seine Pläne nicht eingeweiht war, zur Abreise, die auf den folgenden Tag um 4 Uhr früh angesetzt wurde. Der Zufall wollte es, dass für diese Zeit keine Pferde zu haben waren. Länger warten wollte man nicht mehr, und so reisten beide noch denselben Abend um 10 Uhr von Triest ab.

[1]) Wohl jene mit den Namen der Gleichgesinnten, die er in Keszthely erhalten hatte, und unter welchen auch die drei obgenannten Männer verzeichnet sein mochten.

[2]) Es erscheint nicht unmöglich, dass auch da wie später bei dem Wiederzustandebringen der Brieftasche die Freunde Türks ihre Hände im Spiele hatten, da sie obendrein dabei persönlich sehr interessiert waren.

Es war 2 Uhr nach Mitternacht, als sie circa 1/4 Stunde vor Adelsberg einem Wagen begegneten und von der anderen Seite angerufen wurden. Türk ließ halten. Im nächsten Momente sah er einen Passagier vom anderen Wagen auf sich zukommen, der ihn leise beim Namen nannte und ihm geheime Briefe nebst einer Rolle mit 21 Kronthalern übergab. Es war ein Handlungsdiener des Fürstbischofs und von diesem Türk entgegengesandt, um ihn zu warnen, seine Reise nach Klagenfurt fortzusetzen, da General Rusca von seinem Aufenthalt in Kenntnis sei. Im selben Wagen fuhr ein französischer Courier mit der Personsbeschreibung Türks nach Triest, um dort seine Verhaftung zu veranlassen.

Türk setzte nun seine Reise fort und gelangte gegen Morgen nach Präwald. Der Postmeister dortselbst machte große Augen, als er Türk erkannte, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, dass er ihn insgeheim sprechen müsse. Er führte ihn in seine Postschreibstube und erklärte ihm, dass er keinen Schritt mehr weiter machen dürfe, da er in größter Lebensgefahr sei. Er solle über Ordre des Gouverneurs Grafen Rosetti nach Fiume gebracht werden. Türk musste sich sofort in die Uniform eines Postknechtes kleiden und mit der Briefpost, welche der Postmeister selbst begleitete, nach Fiume kutschieren. Der bischöfliche Verwalter, dem man erzählte, dass Türk wie toll entlaufen sei, war indessen nach Klagenfurt abgefahren. Er mag sich die sonderbarsten Gedanken über seinen Reisebegleiter gemacht haben. Die Geschichte meldet jedoch davon nichts.

In Fiume blieb Türk sechs Tage im Hause des Gouverneurs. Zu seinem nicht geringen Erstaunen fand er dort auch die Brieftasche wieder, der er sich in Triest auf die oben angegebene Weise entledigt hatte. Seine Triester Freunde, die von ihrem wichtigen Inhalte gewusst haben müssen, mögen sich um die Wiederauffindung derselben bemüht haben.

Am siebenten Tage reiste Türk, mit Geld und neuen Kleidern versehen, wieder ab und gelangte auf Seitenwegen durch Unterkrain nach Neumarktl, setzte dann die Reise über den Loiblpass fort und kam zu Fuß im dichtesten Nebel in früher Morgenstunde bei Klagenfurt am sogenannten Richtplatz an. Seine Absicht war es, über St. Ruprecht und Lindenheim unbemerkt in das Elisabethinerinnenkloster zu gelangen; aber der Feldweg, den er einschlug, führte ihn, wie er erst in der Nähe der Stadt bemerkte, beim Glockenbräuerstadl auf den Graben hinaus. Hier sah er an der Schleuse des Stadtcanales

eine große Menge von Arbeitern damit beschäftigt, die Schleusenmauer mit wasserfestem Mörtel vom Grunde aus neu aufzuführen. In Abwesenheit Türks waren nämlich, um die Befestigungsarbeiten zu stören, mehrere Pfunde Quecksilbers in den Stadtgraben geschüttet worden, und diese hatten dem Wasser einen unterirdischen Abzug verschafft und den Graben entleert. Die Leitung der Reconstructionsarbeiten hatte der Stadtbaumeister Spanner mit zwei französischen Mineurofficieren. Ersterer erkannte Türk, als er auf den Graben zutrat, und begrüßte ihn laut mit seinem Namen, so dass einer der Officiere es hörte. Doch hatte Spanner Geistesgegenwart genug, dem Officier eine falsche Richtung zu weisen. So gelang es Türk, unbemerkt wieder zu entwischen und das Elisabethinerinnenkloster zu erreichen. Während jener sich aufmachte, um Türk zu verfolgen, war dieser schon in Sicherheit. Von hier aus ließ er sofort seinen hohen Gönner, den Bischof von Klagenfurt, von seiner Ankunft verständigen. Letzterer empfieng Türk in der Bibliothek des Klosters und übergab ihm einen einfachen haselnen Wanderstock, welchen ihm ein Bauer eingehändigt hatte mit der dringendsten Bitte, er möge ihn ja sicher in Türks Hände gelangen lassen. Türk zerschlug das untere Ende desselben und zog folgende Hofdepesche hervor: „Der Tag der Erlösung ist nahe. Freuet Euch dessen im Stillen, rüstet Euch aber zugleich zum gemeinschaftlichen Zweck! — Alles muß wirken! — Ihr müßt Eure Sachen so einleiten, dass Ihr auf den ersten Wink ausrücken könnet. — Bereitet Euch dazu — ohne Geräusch. — Eine nähere, bestimmte Nachricht wird Euch zugeschickt werden.“ [1]) Türk bat nun den Bischof, er möge den Landespräsidenten Baron Ulm rascheſtens von dem Inhalte des Zettels in Kenntnis setzen. Er selbst musste auf schleunigste Flucht aus dem Kloster bedacht sein, denn schon wurden alle Gasthäuser der Vorstädte Klagenfurts bis in die letzten Winkel von den Franzosen durchstöbert, um Türk aufzufinden. Ein Wirt, namens Jessernigg, welcher den wahren Aufenthalt Türks ahnte, hatte diese Meldung ins Kloster gebracht. Unter Thränen ertheilte der edle Bischof Türk seinen Segen und entließ ihn unter Gottes Schutz. Es war $^1/_2$2 Uhr, und die französischen Officiere saßen gerade in der bischöflichen Residenz an der Mittagstafel, als Türk durch die Umzäunung des Klostergartens ausbrach und entwischte. Auf das freie Feld gelangt, nahm er ein Buch zur Hand und schritt wie ein harmloser

[1]) Diese Depesche, auf einen ganz kleinen Zettel geschrieben, findet sich unter den hinterlassenen Papieren Türks noch vor.

Spaziergänger fürbass gegen die Moro'sche Tuchwalke zu, passierte die Glanbrücke, und nun gieng es raschen Schrittes nach St. Georgen und über den Berg nach Maria Saal zu Johann Herndl. Bei diesem hielt er sich zwei Tage auf, die er damit zubrachte, dass er an alle in die Schilderhebung eingeweihten Patrioten geheime Zuschriften richtete. Von Baron Ulm erbat er sich durch genannten Herndl weitere Verhaltungsvorschriften. Diese giengen dahin, dass Türk unverweilt das bei Anton Dietrich, dem Grosinghofer, deponierte Pulver nach Oberkärnten bringen und sich dann auf Seitenwegen nach Tirol begeben solle, um sich mit dem dortigen Obercommando in Verbindung zu setzen und ein gemeinsames Vorgehen zu vereinbaren. Türk machte sich sofort auf den Weg, und über lauter Gebirgssteige gelangte er zunächst nach Feldkirchen zu dem Wirte Johann Matschnigg, einem sehr entschlossenen und patriotisch gesinnten Manne. Dieser ließ noch an demselben Tage das beim Grosinghofer deponierte Pulver abholen. Matschnigg war Marktrichter in Feldkirchen und hatte als solcher zu ebender Zeit den Auftrag, Requisitionsgetreide nach Sachsenburg abzuliefern. Also ließ er das Pulver, in Getreidesäcken verborgen — es waren ihrer 24 — auf drei Wagen laden. Türk erhielt eine Übergabsanweisung für Getreide und fuhr als Führer des Transportes ab.

Um Mittag waren die Wagen in Millstatt, wo Türk bei dem Lebzelter Pirker, einem eifrigen Patrioten, einkehrte und mit ihm von des Vaterlandes Noth und baldiger Rettung sowie von seinem Pulvertransporte sprach. Keiner von beiden hatte anfangs einen betrunkenen Hutmacher beachtet, der im gleichen Zimmer war und anscheinend schlief. Während des Mittagessens kam weinend und jammernd ein Weib in die Stube mit der Nachricht, im Hohlwege von Spital her sei eine Schar französischer Reiter im Anzuge. Nun hieß es schnell aufbrechen. Auf dem Wege begegnete Türk dem Trupp. Er zeigte seine Ablieferungsanweisung vor, und man ließ ihn passieren. Er möge sich nur mit dem Transporte sputen, meinten sie; eine Aufforderung, die in dem Falle ganz überflüssig war. Türk schlug bald den Weg rechts über Pusarnitz nach Mühldorf im Möllthale ein, wo die Pferde gewechselt wurden, dann eilte er an Ober-Vellach vorbei nach dem Klausen-Kofl. Dieser war in der Zwischenzeit seit dem Rückzuge Ruscas von Lienz wieder von den Tirolern besetzt worden. Türk wurde von seinen Landsleuten mit lautem Jubel empfangen.

(Schluss folgt.)

# Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

## Das erzherzogliche Wappen und seine Entstehung.

Mit einer colorierten Wappenabbildung.

Soviel auch über die Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie geschrieben wurde, ein Gebiet blieb zumeist unbeachtet und selbst in der Fachliteratur wenig behandelt: die Wappen und Siegel der Regenten und der Dynastie.

Während es in anderen Staaten, wie Preußen, Sachsen, Italien, Russland u. s. w., an wissenschaftlichen und populären Darstellungen dieses Gegenstandes nicht fehlt, vermissen wir hier bis heute eine zusammenfassende Geschichte des Staatswappens, der Siegel, Fahnen und anderen Majestätszeichen.

Nachstehend wollen wir nun aus diesem reichen Stoffe ein Capitel herausheben, indem nach archivalischen Quellen die Geschichte des Familienwappens der Mitglieder des Allerhöchsten Hauses vor unseren Lesern skizziert werden soll. Dass hierbei auch jene des Staatswappens gestreift werden muss, wird sich im Verlaufe der Darstellung von selbst ergeben.

Seit dem Ende des 15. Jahrhundertes wurde es Mode, in einem mehrfelderigen Schilde die Länderwappen zu vereinigen, während man sich bis dahin begnügt hatte, die einzelnen Schilde in Gruppen zusammenzustellen. Eine Ausnahme hiervon kam nur in jenen Staaten vor, die wie Frankreich, England, Schottland, Portugal schon politisch geeinigt waren oder doch nach diesem Ziele hinstrebten.

Daneben kamen aber Staatenbildungen auf, wie Castilien, Aragonien, Burgund, Österreich, welche aus verschiedenen Länderelementen zusammengesetzt und daher heraldisch nicht durch ein einziges Bild auszudrücken waren; gleichzeitig wuchs die Sucht, mit möglichst vielen Wappenfeldern zu prunken, und auch kleinere, zumal deutsche Fürsten legten sich complicierte Schilde zu.

In dieser Zeit war das Haus Habsburg durch seine glücklichen Heiraten zu einem alle anderen Häuser überbietenden Glanze empor-

gestiegen, der seinen Ausdruck auch in einem neuen, seit etwa 1520 in Gebrauch kommenden erherzoglichen Wappen fand, welches uns in vielen prächtigen Malereien und Sculpturen der Renaissance und der Barocke, umgeben von der Kette des Goldenen Vließes und zumeist von einem imposanten Pfaufederbusche überhöht, erhalten geblieben ist. Ohne uns auf dessen Beschreibung näher einzulassen, wollen wir doch erwähnen, dass darin zuoberst die ungarischen Balken (ohne das Doppelkreuz) neben dem böhmischen Löwen standen, darunter die Felder von Castilien, Leon, Aragonien und Sicilien kamen, endlich in der dritten und vierten Querreihe in wechselnder Combination die Wappen der deutschen Erblande (selbst jene von kleineren Gebieten, wie Elsass, Pfirt, Burgau u. s. w.).

Der Typus blieb ziemlich gleich bis 1700, während das Wappen für den römischen Kaiser, der zugleich König von Ungarn und Böhmen war, je nach Bedarf anders zusammengestellt wurde.

Bald nach dem Ausgange des spanischen Erbfolgekrieges kam im Wappen der Erzherzoge ein neues heraldisches Element hinzu, nämlich die Wappen des lothringischen Hauses, die wir, weil sie weniger bekannt sind, näher besprechen wollen.

Franz Stephan, Herzog von Lothringen und Bar, Großherzog von Toscana,[1]) führte einen in acht Felder getheilten Schild, dem ein kleinerer Schild aufgelegt war, worin neben den erst 1735 angenommenen Kugeln von Toscana das uralte lothringische Wahrzeichen, der mit drei Adlern belegte Schrägbalken, zu sehen war.

In den vier Feldern der oberen Reihe befanden sich die Balken von Ungarn, die Lilien des älteren Hauses Anjou für Neapel, das goldene, von vier kleinen Kreuzen umgebene Kreuz von Jerusalem und vier rothe senkrechte Streifen in Gold für Aragonien. In der unteren Reihe standen wieder Lilien für das jüngere Haus Anjou, je ein Löwe für Geldern und Jülich sowie zwei Fische für das Herzogthum Bar. Alle diese Felder mit Ausnahme von Bar waren bloße Anspruchswappen.

Die Wappen Ungarn und Neapel gehörten zusammen und wurden dergestalt sowohl von den Königen von Ungarn Karl Martell, Karl Robert und Ludwig dem Großen, als auch von ihren Vettern, den Königen von Neapel, die noch Jerusalem hinzufügten, geführt.

Die letzte Königin von Neapel, Johanna II. von Anjou-Durazzo, die Schwester jenes Ladislaus, der sich in Zara zum Gegenkönige von Ungarn krönen ließ, war kinderlos und setzte die in der Provence regierende Linie Valois-Anjou (das sogenannte jüngere Haus Anjou) zum Erben ihres Reiches Neapel und der zwei ephemeren Titel Ungarn und Jerusalem ein.

Johannens Erbe, der gelehrte und sangeskundige König René, konnte jedoch seine Ansprüche nicht durchsetzen, denn weder in Neapel,

---

[1]) Sein voller Titel lautete: Herzog zu Lothringen und Bar, Großherzog zu Toscana, König von Jerusalem, Herzog zu Calabrien, Geldern, Montferrat, in Schlesien zu Teschen, Fürst zu Charleville, Markgraf zu Nomény und Pont à Mousson, Graf zu Provins, Vaudémont, Blamont, Zütphen, Saarwerden, Salm und Falkenstein.

um das sich Franzosen und Spanier stritten, noch in Aragonien, auf das er durch seine Mutter Jolantha Rechte zu haben glaubte, gelang es ihm, auf den Thron zu kommen, und er musste sein Lebenlang ein Titularkönig bleiben.

Als nun seine Söhne starben, erbte der Sohn seiner Tochter, René II., Herzog von Lothringen, nur das Herzogthum Bar und die Grafschaft Guise und nahm in Erwartung des derzeit unerreichbaren Königreiches Neapel jenen Titel (Herzog von Calabrien) an, den dessen Thronfolger bisher geführt hatten.[1])

Im 17. Jahrhunderte entstand unter den großen und kleinen Staaten Europas eine merkwürdige Krankheit, welche bis über die französische Revolution hinaus dauerte und eng mit dem dynastischen Souveränitätsbegriffe verwachsen war: die Titel-, Wappen- und Vorrangstreitigkeiten. Kein Potentat wollte hinter seinesgleichen zurückstehen, keiner auch nur den geringsten von seinen veralteten und bedeutungslos gewordenen Titeln aufgeben. Während Frankreich seine Grenzen immer drohender nach Osten vorschob, die Türken durch ihre Scharen deutsche Lande zu verwüsten suchten und im fernen Norden das russische Weltreich sich zu bilden begann, schrieben die Kronjuristen umfangreiche Abhandlungen über die Vorrechte und den Rang der fürstlichen Häuser, zankten sich auf dem Reichstage in Regensburg die Gesandten um den Vortritt, um ein Tabouret.[2])

Das diplomatische Ceremoniell, dessen Beginn wir vom Abschlusse des westfälischen Friedens an rechnen können, verlangte eine bestimmte Reihenfolge der großen und kleinen Staaten, ein Abwägen der Machtsphäre und des Ansehens der Dynastien, und es war ganz natürlich, dass jedes Haus sich bestrebte, nicht allein seinen gebürenden Rang aufrechtzuerhalten, sondern noch darüber hinaus möglichst viele Vortheile zu erlangen, wobei denn ein guter Theil diplomatischer Arbeit darauf gieng. In öffentlichen und geheimen Verträgen suchte man sich die Parität von Rang und

---

[1]) René II. versuchte es auch, die durch seine Heirat mit Philippa von Geldern erworbenen Ansprüche auf dieses Herzogthum und die Grafschaft Zütphen zu realisieren, musste aber vor dem mächtigen Herzog von Burgund (Kaiser Karl V.) zurückstehen. So blieben als Andenken an diese Heirat nur die zwei Wappenlöwen zurück.

Das Haus Lothringen hatte kein Glück mit seinen Erbschaften. Als die Herzoge von Mantua im Aussterben waren, hätte es ein Anrecht gehabt, deren Herzogthum Montferrat in Piemont, desgleichen das Fürstenthum Charleville in Frankreich zu erben. Nun wurde der letzte Herzog, Karl IV., 1707 in die Reichsacht erklärt und sein Land durch Kaiser Josef I. eingezogen, Montferrat aber kam an den Herzog von Savoyen als Preis für geleistete Hilfe. Lothringen erhielt somit bloß Charleville, und erst am 12. Mai 1722 wurde Herzog Leopold für das ihm entgangene Montferrat durch Belehnung mit dem schlesischen Herzogthume Teschen entschädigt.

[2]) Wappen wurden als Zeichen politischen Anspruches angesehen und selbst nach Verlust der Provinzen fortgeführt, auch als diplomatische Repressalien benützt. Es darf uns daher nicht wundernehmen, noch heute z. B. im Staatswappen von Spanien nicht nur Burgund, Brabant und Flandern, sondern auch Österreich und — Tirol zu finden.

Courtoisien zu garantieren und zu angestrebten Erhöhungen sich der Zustimmung der Großmächte zu versichern, ein Vorgang, den wir in etwas anderer Form auch in unserer Zeit beobachten können.

Das Haus Lothringen, das zwischen Frankreich und Deutschland eine fast unabhängige, wenn auch unhaltbare Stellung erworben hatte, durfte schon mit Rücksicht auf die angestrebten Königskronen in diesem diplomatisch-dynastischen Wettbewerbe nicht zurückbleiben. Seinen Gesandten waren 1700 von der Reichskanzlei die Honores regii eingeräumt worden; 1703 wurde dem Herzoge die „königliche Hoheit" (Celsitudo regia) zugestanden, während der römische Kaiser ihm noch den Titel „Durchlauchtig hochgeborener Fürst" (serenissimus princeps) und die Anrede „Euer Liebden" (Dilectio Vestra) gab. Erst 1738 bewilligte Kaiser Karl VI. seinem Schwiegersohne das für höher geltende „Durchlauchtig" ohne den Beisatz „hochgeboren".

Es war gewiss ein merkwürdiger Zufall, dass der letzte Lothringer, Franz Stephan, durch seine Heirat mit Maria Theresia alle jene Prätensionen zu realisieren schien, die in seinem herzoglichen Familienwappen angedeutet waren. Der Vater seiner Braut war wirklicher König von Ungarn, vorher von Spanien (also auch von Aragonien) und Sicilien-Neapel, das er freilich wieder abtreten musste, und als Herr der Niederlande besaß er die Reste des vorhin erwähnten Herzogthumes Geldern, welche die Generalstaaten den Spaniern noch gelassen hatten.

Im Erzhause Österreich hatten sich zu dieser Zeit (1736) die Verhältnisse bedeutend geändert; es gab keine männlichen Nachkommen mehr, und so wurde trotz des Länderzuwachses, den der spanische Erbfolgekrieg mit sich gebracht hatte, kein neues erzherzogliches Wappen construiert. Die deutsche Fürstensitte des Mittelalters, Länder wie Allodialgüter unter die Söhne zu vertheilen, hatte der Idee des Einheitsstaates weichen müssen. Früher führten alle Mitglieder eines fürstlichen Hauses, ob sie regierten oder nicht, dasselbe Wappen, jetzt wurden der volle Titel und das große felderreiche Wappen ein Reservat des Landesherrn. In dem Maße jedoch, als die Macht jüngerer Prinzen eingeschränkt wurde, bestrebte man sich, ihnen höhere Courtoisien zu geben.

Die Erzherzoge von Österreich hatten sich bisher mit dem Titel „Durchlaucht" begnügt. Nachdem nun andere königliche Höfe schon begonnen hatten, ihren Prinzen höhere Anreden zu geben, so folgte auch der Wiener Hof diesem Beispiele, damit die Kinder der Königin von Ungarn und Böhmen (dass ihr Vater römischer Kaiser war, verlieh ihnen keinen besonderen Rang) nicht hinter anderen Prinzen zurückstehen sollten. Am 29. März 1755 ließ der Obersthofmeister Graf Ulfeld allen Centralstellen und Ämtern „in Gnaden intimieren", es habe Ihre Majestät den Mitgliedern Ihres Hauses die Anrede „Durchlauchtigst" (anstatt „Durchlauchtig Hochgeboren") und das Prädicat „Königliche Hoheit" anstatt „Durchlaucht") verliehen.

Ein Wappen wurde für die Kinder der Kaiserin-Königin nicht festgestellt; nur für den Thronfolger Josef entwarf man 1753 ein solches. Es zeigte in der oberen Reihe Ungarn (Balken und Doppelkreuz),

Böhmen, Dalmatien, Croatien und Slavonien, in der unteren Reihe Burgund (stellvertretend für die Niederlande) und Toscana, zwischen diese beiden Felder eingeschoben die Fische von Bar, im Herzschilde bloß die silberne Binde in Roth, das 500jährige Wahrzeichen des Herzogthums Österreich, daneben Lothringen.

Josef II. vereinfachte dieses Wappen später, indem er Dalmatien, Croatien und Slavonien, dann Bar wegließ, so dass vier Felder blieben, Ungarn, Böhmen, Burgund und Toscana. So finden wir es auf dem in der letzten Zeit viel citierten kaiserlichen Adler von 1784, der die Fronte der ungarischen Hofkanzlei in Wien schmückt.

Wir müssen hierbei bemerken, dass das ungarische Doppelkreuz vor Maria Theresia in den Wappen der Erzherzoge nicht enthalten war, sondern nur auf den Majestätssiegeln der Kaiser und Könige erschien. Erst zu ihrer Zeit begann man die beiden ungarischen Wappen, Balken und Doppelkreuz, häufiger als bisher in einem Schilde zu führen, und die ungarischen Staatsrechtslehrer betrachteten das Kreuz als Symbol der Apostolischen Würde des Königs, welche Maria Theresia durch die Bulle „Cum multa alia Romani Pontifices" des Papstes Clemens XIII. vom 19. August 1758 bestätigt erhielt. Nach dieser Ansicht hätte das Doppelkreuz dem Könige vorbehalten bleiben sollen; es war aber die Form des Landeswappens in zwei Feldern bereits so geläufig geworden, dass die Balken allein nicht mehr für das richtige Wappen Ungarn gegolten hätten.

Josefs II. Bruder, Leopold von Toscana, nahm ein ähnliches Wappen an, nämlich in vier Feldern Ungarn, Böhmen, Burgund und Bar, im Herzschilde Lothringen, Österreich und Toscana. Dieses Wappen ist von seinen Nachfolgern in Toscana und deren Descendenz bis auf den heutigen Tag beibehalten worden.

Nun kam die französische Revolution und in raschem Laufe alle jene Veränderungen, die das altersschwache heilige römische Reich deutscher Nation zerstörten.

Am 28. Floréal des Jahres XII (20. Mai 1804) hatte Buonaparte sich zum erblichen Kaiser der Franzosen proclamieren lassen. Dies bewog die Wiener Regierung, dem Kaiser Franz II. ebenfalls die Annahme der erblichen Kaiserwürde für sein Haus vorzuschlagen. Es sollte die im Vertrage von Lunéville garantierte Parität zwischen Frankreich und den k. k. Erbstaaten aufrechterhalten bleiben. Außerdem war es zweifelhaft, ob bei der nächsten Vacanz der römischen Kaiserkrone die Wahl wieder wie seit drei Jahrhunderten auf Österreich fallen würde, umsomehr als durch Aufnahme von Salzburg, Würtemberg, Baden und Hessen-Kassel (an Stelle der abgeschafften Kurwürden von Köln und Trier) das Stimmenverhältnis im Kurcollegium sich ganz verschoben hatte. Um nun seinem Hause die hergebrachte Würde zu sichern und dem Beispiele folgend, „welches schon früher der russische Hof und der gegenwärtige Beherrscher Frankreichs gegeben hatten", nahm Kaiser Franz II. mit der Pragmatical-Verordnung vom 11. August 1804 für sich und seine Nachfolger in den k. k. Erbstaaten die Würde eines erblichen Kaisers von Österreich an.[1])

[1]) Näheres über diesen Staatsact sowie über die projectierte Kaiserkrönung bei A. Luschin v. Ebengreuth, „Österreichische Reichsgeschichte", Bamberg 1896, S. 564.

Danach wurde auch das Staatswappen reguliert, und an Stelle der Wappen der abgetretenen Gebiete wurden jene der neu erworbenen in Italien und Deutschland eingefügt. In die Mitte des großen Schildes kam als Herzschild ein schwarzer Doppeladler in Gold, auf dessen Brust ein kleiner rother Schild mit der silbernen Binde lag: als Wappen des österreichischen Erbkaiserthumes, „das auf den ganzen Complexus der Monarchie radicirt ist".

Die k. k. Conferenzminister hoben in ihrem gemeinsamen Vortrage vom 5. November 1804 hervor, dass der Bindenschild allein die Dynastie repräsentiere, der Doppeladler jedoch das Erbkaiserthum, und dass eine Vereinigung des Bindenschildes mit jenem von Lothringen oder Habsburg die Einheit der Monarchie und die mit ihr unlösbar verbundene Dynastie nicht so gut auszudrücken vermöchte.

Diese Pragmatical-Verordnung ist also die Stiftungsurkunde für das Kaiserthum Österreich. Unter Österreich verstand man nicht das Kronland, das allerdings den Kern der k. k. Erbstaaten bildete, sondern die Dynastie, die allen von Franz II. regierten Königreichen und Ländern einen gemeinsamen Namen und nach außen den Charakter eines Gesammtstaates geben sollte.

Nachdem man dem „Complexus der Monarchie" die äußere Einheit gegeben hatte, wäre es naturgemäß gewesen, auch im Inneren die Consequenzen zu ziehen und jenen Plan aufzunehmen, den Friedrich der Große in seinem Reiche mit mehr Glück als Josef II. verfolgt hatte: die Schaffung eines einheitlichen Staatswesens. Allein die fieberhaften Rüstungen des Jahres 1805 absorbierten alle Aufmerksamkeit, und an eine Regelung der verwickelten staatsrechtlichen Verhältnisse wurde vorderhand nicht gedacht.

Der unglückliche Ausgang des Krieges entriss Österreich die italienischen Provinzen und Tirol und bereitete eine neue Staatsordnung in Deutschland vor, den Rheinbund, der dem heiligen römischen Reich den Todesstoß gab (12. Juli 1806). Die Folge davon war, dass Kaiser Franz II. am 6. August 1806 die römische Kaiserwürde niederlegte und den Namen Franz I. Kaiser von Österreich annahm.[1]) Das Patent über die Auflösung des römisch-deutschen Reiches machte auch das neue kaiserlich österreichische Wappen bekannt.

Im großen Staatswappen, das seit 1804 zwei Doppeladler ineinander (den römischen und in dessen Brust den österreichischen) aufwies, wurde an Stelle des römischen der kaiserlich österreichische gesetzt; der leer gewordene Herzschild wurde nicht mehr von der Binde ausgefüllt, sondern von einem neu creierten Dynastiewappen, das in drei

---

[1]) Schon 1804 war die für Rudolf II. angefertigte sogenannte „Hauskrone" (s. ihre Abbildung im 19. Bande der „Österr. Ungar. Revue") zur Kaiserkrone von Österreich ausersehen worden, mit der sich zum Erbkaiser krönen zu lassen, Franz II. die Absicht hatte. 1806 hätte eine Krönung oder wenigstens eine Huldigung stattfinden sollen, die jedoch abgesagt wurde. Diese Unterlassung hat sich in der Folge sehr fühlbar gemacht, denn nur dadurch ward es möglich, dass später dem Begriff „Österreich", der staatsrechtlich nicht definiert war, eine Bedeutung gegeben wurde, die seiner Schöpfungsgeschichte vollkommen widerspricht. Vgl. hierüber auch W. Lustkandls soeben erschienene Monographie „Der Kaiser und König", I. Theil, S. 3.

Feldern zuerst den Löwen von Habsburg, dann die Binde und zuletzt den lothringischen Schrägbalken zeigte. [1])

Mittelst Patentes von 1806 wurde auch den Erzherzogen zum erstenmale ein eigenes Familienwappen verliehen. Die Pragmatical-Verordnung von 1804 hatte in Punkt 2 zwar bestimmt, dass „allen sowohl unseren Descendenten beiderlei Geschlechtes, als jenen unserer Nachfolger in der Regentschaft des Erzhauses der Titel von kaiserlichen königlichen Prinzen und Prinzessinnen nebst jenem von Erzherzogen und Erzherzoginnen von Österreich, dann von kaiserlichen königlichen Hoheiten beigelegt und ertheilt werden solle", den Prinzen jedoch kein besonderes Wappen zugewiesen.

Nun besagte das Patent von 1806, dass „die k. k. oder königlichen Prinzen vom Hause und Erzherzoge" einen Schild zu führen hätten, in dessen vier Feldern die Embleme 1. Alt- und Neu-Ungarn; 2. Böhmen; 3. Galizien und 4. Niederösterreich (die vom Volke fälschlich Lerchen genannten fünf goldenen Adler in Blau) vertheilt waren. Als Herzschild sei das neue Hauswappen (Habsburg, Österreich, Lothringen) aufzulegen.

Der Titel „kaiserliche Prinzen" stand, wie gesagt, nur den Kindern des Kaisers Franz I. zu, doch schon zu Weihnachten 1806 wurde er auf die sämmtlicher Geschwister (vorläufig ohne Wirkung auf deren Descendenz [2]) ausgedehnt und am 10. August 1807 auch den Kindern des Großherzogs Ferdinand von Würzburg verliehen.

Nachdem auf dem Wiener Congresse die Neuordnung Europas begonnen, nach Napoleons Gefangennahme beendet worden war und Kaiser Franz I. nicht allein die verlorenen Alpenländer, sondern auch Dalmatien, die Lombardei und Venedig seinem Reiche einverleibt hatte, stand eine Regulierung des großen Staatswappens zu erwarten. Sie unterblieb aber und wurde erst 1836 unter Kaiser Ferdinand I. vorgenommen. Dagegen genehmigte Kaiser Franz die Anträge seines Hauskanzlers Fürsten Metternich betreffs eines Wappens für die Herzogin Maria Louise von Parma und einer neuen Krone für

[1]) Es geschah also 1806 gerade das, was zwei Jahre früher im Vortrage Cobenzls widerrathen worden war! Dass sich der edle Staatsmann Graf Stadion zur Vorlage dieser Änderung bestimmt fühlte, ist sehr zu bedauern, denn die Neuschöpfung war unglücklich genug. Erstens wurde der Herzschild in drei schmale Streifen zerlegt, so dass weder die drei lothringischen Adler deutlich zu erkennen waren noch die Binde, denn dieses charakteristische einfache Wappen, das seit 1282 als Zeichen für Haus und Land Österreich gegolten hatte, wurde dadurch zu einem kleinen Quadrate verkürzt. Das Schlimmste aber war, dass das Wappen des Mannesstammes der Dynastie an die letzte Stelle kam. Der an die erste Stelle gesetzte Löwe von Habsburg verdiente diesen Vorzug gar nicht, da ihn seine Eigenthümer, als sie die Ostlande erhielten, sofort ablegten und erst später wieder in ihren großen Wappencyklus aufnahmen. Habsburg kam aber immer nur unter den Grafschaften (als leerer Titel) vor nach Tirol und Flandern, selbst nach Görz. Nun wurde auch die Formel „Habsburg-Lothringen" landläufig, während man bisher immer „Haus Österreich" gesagt hatte; man besang die Habsburger und schwieg über die viel älteren und erlauchten Lothringer. Selbst unter den Gebildeten dürfte es nicht zu viele geben, welche von den lothringischen Vorfahren des Allerhöchsten Herrscherhauses mehr als die Namen Franz Stephan und Leopold, den Befreier Wiens von den Türken, kennen.

[2]) Nur der Großherzog Ferdinand hatte damals Kinder; der Palatin Josef war Witwer und die anderen Brüder noch unverheiratet.

die Prinzen des kaiserlichen Hauses (Mailand 7. Mai 1816), endlich betreffs Verleihung eines neuen Wappens an alle Prinzen des kaiserlichen Hauses, d. i. Seiner Majestät Kinder, Geschwister und deren Descendenz (Udine 26. April 1816). Danach wurde folgender Titel, genau mit dem neuen Wappen correspondierend, festgesetzt:

„Kaiserlicher Prinz zu Österreich, königlicher Prinz zu Hungarn und Böhmen, der Lombardei und von Venedig, zu Galizien und Lodomerien, Erzherzog von Österreich."

Das Wappen hatte vier große Felder:

1. Alt- und Neu-Ungarn (d. h. Balken und Doppelkreuz);
2. Böhmen (silberner Löwe in Roth);
3. in Silber die blaue Schlange mit dem Kinde im Rachen (Mailand), daneben in Blau der Löwe des heiligen Marcus mit dem Evangelium (Venedig); [1])
4. in Blau drei goldene Kronen, darüber ein schmaler rother Balken, auf dem eine Dohle steht (Galizien); daneben wieder in Blau zwei von Roth und Silber geschachte Balken (Lodomerien).

In die Mitte des Ganzen kam der 1806 festgesetzte Herzschild.

Der Schild war von einem reichgestickten Purpurmantel umgeben, der von einer königlichen Krone herunterhieng.

Schon früher hatten die Erzherzoge eine conventionelle Krone mit fünf sichtbaren Blättern, aus denen ebenso viele Bügel emporstiegen, geführt. Nunmehr sollte diese Krone „der Würde von kaiserlichen Prinzen entsprechend um zwei Bügel vermehrt" werden, also sieben Bügel haben. Das war nur möglich, wenn die Krone durchsichtig dargestellt wurde, so dass man fünf Bügel von vorne sah und zwei von hinten, d. h. genau so wie sie das Herkommen für die regierenden Könige bestimmte.

Es war der modernen Heraldik, die nur noch Kronen und keine Helme mehr verwendete, gelungen, ein Rangsystem auszuklügeln, wonach eine Krone, durch deren Bügel man durchsehen kann (die „ungefüttert" ist), mehr gelte, als wenn derselben Krone eine Purpurkappe eingesetzt sei. Natürlich war es unmöglich, diese feinen und (heraldisch ganz wertlosen) Unterschiede zur allgemeinen Geltung zu bringen, denn wir sehen, dass heute jeder Regent die Krone nach Belieben führt, regierende Herzoge zumeist königliche und Könige dagegen wieder gefütterte Kronen. Wir wollen also bloß constatieren, dass es die Absicht des Fürsten Metternich und seines Referenten, des wappenkundigen Freiherrn von Bretfeld-Chlumczansky, war, die kaiserlichen Prinzen höher zu stellen als die Prinzen aus anderen königlichen Häusern.

Der Großherzog Ferdinand von Toscana machte von dieser auch für ihn und seine Familie geltenden kaiserlichen Verleihung keinen Gebrauch, sondern behielt sein altes (schon oben beschriebenes) Wappen bei. Dagegen ertheilte Kaiser Franz I. am 5. März 1823 dem Herzoge Franz IV. von Modena für sich und sein Haus das neue erz-

[1]) Beide bilden das am 10. Mai 1815 zu Basel genehmigte Wappen für das neue lombardisch-venetianische Königreich. Das am 3. August 1816 creierte Königreich Illyrien kam nicht in Betracht, so dass es keine königlichen Prinzen von Illyrien gab noch gibt.

herzogliche Wappen mit der Variante, dass der silberne Adler in Blau (Este) in den Herzschild (hinter Lothringen) gesetzt wurde und die Krone nur fünf Bügel haben sollte, weil der Herzog nur königlicher und nicht kaiserlicher Prinz war.

Als der Kronprinz Ferdinand zum „jüngeren" Könige von Ungarn gekrönt wurde, erhielt sein persönliches Wappen die Auszeichnung, dass auf den Oberrand des großen vielfelderigen Schildes die Stephanskrone gesetzt wurde (29. Januar 1831).

Das erzherzogliche Wappen von 1816 blieb bis heute, also genau 80 Jahre unverändert in Geltung, wenn auch nicht verschwiegen werden darf, dass manche Prinzen nicht dieses, sondern das ältere von 1806 zu gebrauchen pflegten. Nun hat Seine k. und k. Apostolische Majestät mit Allerhöchster Entschließung vom 11. Februar 1896 eine Umänderung des erzherzoglichen Wappens anbefohlen. Die Abbildung des neuen Wappens wurde nach einer Zeichnung des bewährten Heraldikers Hugo G. Ströhl seitens der k. k. Hof- und Staatsdruckerei auf eine des künstlerischen Rufes dieses Institutes würdige Weise in Farbendruck ausgeführt und ist nebst einer kurzen Beschreibung in deren Verlag erschienen (s. die originalgetreue Illustration zu vorliegender Skizze).

Dieses neue Wappen hat folgende Zusammensetzung.

Ein Schild, in dessen vier Feldern erscheinen:

1. Ungarn, Balken und Doppelkreuz (unverändert);
2. Böhmen (unverändert);
3. Galizien und Lodomerien (unverändert, nur aus Feld 4 in Feld 3 vorgeschoben);
4. fünf goldene Adler in Blau (dem Familienwappen von 1806 entnommen, zugleich heutiges Landeswappen von Österreich unter der Enns).

Der Herzschild zeigt wie bisher das 1806 angenommene dreitheilige Dynastiewappen, nur wurde der Erzherzogshut, welcher auf vielen, auch amtlichen Darstellungen den Herzschild bedeckte (entgegen dem Originalentwurfe von 1816, wo das nicht der Fall war), weggelassen, weil nach den Regeln der Heraldik das Bekrönen von Schildchen im Schilde weder schön noch correct ist. Der Unterschied zwischen dem früheren Wappen von 1816 und dem neuen von 1896 besteht bloß darin, dass die unteren Felder verschoben wurden; es wurden aus dem dritten Quartier Lombardei und Venedig entfernt, dagegen Galizien und Lodomerien vorgeschoben und in das dadurch leer gewordene vierte Quartier die fünf Adler eingesetzt.

Diese Änderung, welche schon 1866 hätte geschehen sollen, ist nur eine Consequenz des Allerhöchsten Handschreibens vom 3. October 1866, womit die Weglassung der Worte „König der Lombardei und von Venedig" aus den Titeln Seiner Majestät angeordnet wurde. Demgemäß ließ auch Graf Beust aus dem mittleren Staatswappen die Schlange und den Marcuslöwen entfernen. Dass aber Titel und Wappen der Prinzen des Allerhöchsten Hauses in gleicher Weise zu ändern seien, wurde damals übersehen und erst heute, 30 Jahre später, nachgeholt.

Wien. Josef Klemme.

# Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

## Die Rose.

Pola. Von Heinrich Hege.

Soll ich die Rose, die sie heut' mir gab,
Schon heute pressen in ein Büchergrab?
Sie lächelt noch so hold, und süßer Duft
Schwebt märchenhaft durch meines Zimmers Luft.
Sie lächelt noch — o, wie sie mich erfreut,
Die mir ein Gott auf meinen Pfad gestreut!
Sie ist ein Stück von diesem Sonnentag,
Ist wie das Herz, an dem ich heute lag.
Gewiss — sie soll noch blühn die kurze Zeit,
Zum Welken bleibt ihr eine Ewigkeit!

## Dichtungen von Johann Vajda.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Heinrich v. Wlislocki.

Budapest. Der Komet.

Hoch am Himmelsdom glänzt trübe der Komet,
Fast zur Erd' reicht seine Schleppe, schwermuthsbang,
Nicht im Kreis bewegt er sich, fast g'rade geht
Seine Bahn, weltabgeschieden, endlos lang.

Nimmermüd rast er durchs Sternenmeer dahin
Wie im Wettlauf stolz mit der Unendlichkeit,
Will und kann in keiner Kreisbahn knechtisch ziehn,
Bleibt verlassen drum, stets ohne Sterngeleit.

Lieben and're nun den Mond auch noch so sehr,
Lichte Sterne, kreisend in der Ätherhöh':
Dich nur bet' ich an, Dich Stern der Trauer hehr,
Dich des Himmels gramversunk'ne Niobe!

Meines Schicksalfluches Bild, Du düst're Stern,
Meines Lebens Abbild, trüber Strahlenschein,
Wohin immer Du auch ziehst am Himmel fern,
Überall bist Du verlassen, stets allein!

### Nach zwanzig Jahren.

Gleich des Montblancs ew'gem Hochlandsschnee,
Den kein Sonnenstrahl vom Felsen trennt,
Ist mein Herz so ruhig, denn kein Weh,
Keine Leidenschaft darinnen brennt.

Über mir erglänzt der Sterne Heer,
Das tief sehnsuchtsvoll dort oben harrt;
Strahlt mein Haupt im Glanze noch so sehr,
Bleibt mein Herz doch ruhig, eisumstarrt.

Liegt die Nacht auf Erden weit und breit,
Schwebt bisweilen mir im Traum gar mild
Aus der längstverrauschten Jugendzeit
Stolz hervor Dein bleiches Schwanenbild.

Lichterloh aufflammt mein Herz dann doch,
Wie nach frost'ger, langer Winternacht
Flammt des Montblancs Schneehaupt wolkenhoch
Früh schon in der Morgensonnenpracht.

### Wie friedlich still doch ist es!

Wie friedlich still doch ist es
Im Abendsonnenschein,
Vielleicht blickt jetzt die Sonne
Ins Himmelreich hinein!

Auf hohem Bergesgipfel
Hält die Ruine wacht,
Es schwebt um sie gespenstisch
Verklung'ner Tage Nacht.

Rasch mit dem Sonnenstrahle
Flieg weg, o Phantasie,
In eine schön're Heimat,
Ins Himmelreich hin flieh!

Schon morgen wird es stürmen,
Roth ist der Horizont —
Vielleicht stürzt die Ruine,
Die hoch am Berge thront.

## O hehre Einsamkeit!

Von Heinrich v. Wlislocki.

O hehre Einsamkeit, wie oft umwehen
Die linden Lüfte Dein mich Sorgenvollen,
Selbst jetzt im Lebenswinterlastdruck sehen
Mag Dich allein ich ohne bitteres Grollen!

Seh' ich Dich wehmuthstrübe bei mir stehen,
Vergess' den Weltlauf ich, den fastnachtstollen;
Wenn auch die Adern frostig stille gehen,
Fühl' ich doch Jugendliederfluten rollen.

Die zarterfund'nen Weisen singst Du wieder,
Die Lieb' mir gab, die Jugendminnelieder,
In längstvergang'nen Tagen zum Geleit.

Von manchem schweren Kampf, den ich gerungen,
Erzählst Du mir in wundervollen Zungen,
O hehre, märchenmilde Einsamkeit!

## Ungarische Volkslieder.

Wien. Übersetzt von Robert F. Arnold.

Das Gebirg von Gyöngyös leuchtet, weiß beschneit,[1]
Treue Lieb' ist heutzutage Seltenheit;
Fand wohl eine Falsche, die gar viel versprach,
Aber keine, aber keine, die da treu im Ungemach.

Lieblich klingt der Lerche Lied im Ackerland,
Kam ein Brief von meiner ersten Liebsten Hand,
Und ich lese drin mit Augen thränenvoll,
Dass der Tod nur, dass der Tod nur uns zweibeide scheiden soll.

Hoch am Himmel zieht der Kranich südwärts fort,
Meine Taube zürnt und gönnt mir kaum ein Wort:
Süße Rose, was hat Deinen Zorn erregt?
Dich nicht lass' ich, treu Dir bleib' ich, bis man in den Sarg mich legt!

Dort am Straßenrain die Pappel hoch und spitz
Wählten sich zwei schwarze Raben aus zum Sitz:
Lass nur jene Pappel abgeblühet sein,
Und dann werd' ich, und dann werd' ich, süße Rose, völlig Dein!

Trieb der Rinder sechs zur Weide in die Au,
Schweren Fußes trat ich nieder Gras und Thau,
Aber nicht vernehm' ich meines Viehs Geläut',
Meine Rose, meine Rose scherzt mit einem andern heut'.

---

[1]) Erdélyi, „Népdalok", 1889, S. 23.

Rieth dem Falken oft und wieder:[1]
„Lass Dich nicht am Wege nieder,
Deine Jungen wird man stehlen
Und Dich selbst zutode quälen!"

Nach der Fichte finst'ren Zweigen
Seh' ich heut' den Falken steigen,
Auf den dürrsten Ast sich setzen,
Augen rollen, Klauen wetzen.

Fängt ein Wand'rer an zu fragen:
„Falke, sprich, was soll Dein Klagen?"
„Thränen sind mir auserkoren,
Seit mein Weibchen mir verloren."

„Schöner Falke, lass Dein Klagen,
Will Dir, wo sie weilet, sagen:
Auf der Wiese ohn' Erbarmen
Frisst der Wolf das Fleisch der Armen —

Frisst der Wolf das zarte, feine,
Bleicht der Regen die Gebeine,
Blut sinkt in die Erde nieder,
Wind verweht ihr Sammtgefieder!"

Innsbruck.

## Zu spät.

Von B. Del-Pero.

Im Sonnenbrand, im heißen Wind
Sind Feld und Flur verdorben,
Nun regnet's lang, nun regnet's lind,
Die Rosen sind gestorben;
Wir schieden beide grollend einst:
Was haben wir erworben?
Ob ich nun klage, Du nun weinst —
Die Lieb' ist längst gestorben!

# Wer kann das sein?

**Aus dem Polnischen des Jan Lada (Gnatowski) übersetzt von Julius Twardowski.**

Lemberg.

Ich darf wohl ohne Übertreibung behaupten, dass ich die Weiber und ihren Charakter gründlich kenne. Fast ebenso gründlich wie die assyrische und mexikanische Archäologie. Seitdem ich mich mit Archäologie befasse, studiere ich vor allem die Frau des Alterthums, die das

[1]) Erdélyi, „Népdalok", 1857, S. 182 f.

einzige Thema meiner Arbeiten bildet. Ich übergehe eine ganze Reihe von Artikeln, Broschüren und einbändigen Werken, die schon wegen des engen Rahmens keinen Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung erheben, und erwähne nur meine „Göttin Astarte und ihre Bedeutung für die vergleichende Archäologie“ (4 Bände in 4°, bei Cotta in Stuttgart); „Weibliche Typen in der Kunst und Mythologie der Azteken“ (3 Bände in 8°, bei Brockhaus in Leipzig); „Das Weib bei den Phöniziern und alten Mexikanern“ (bisher erschienen 8 Bände in 12°, bei Herder in Freiburg); endlich „Gemeinsame Elemente in der arischen Cultur und der Civilisation der Azteken und Inkas, dargelegt auf Grund slavischer und amerikanischer Ausgrabungen, speciell von Metallornamenten der Frauentrachten“ (Abhandlungen der Krakauer Akademie der Wissenschaften, Band CCLXXXVII, CCLXXXVIII, CCLXXXIX). Ich kenne also die Weiber, kein Zweifel; unter den Weibern wieder kenne ich natürlich am besten jene, die mir am nächsten ist, meine Cousine Wanda, die ich also kennen sollte wie sonst niemand. Und doch scheint es mir bisweilen, als würde ich sie gar nicht kennen. So steht die Sache nicht seit gestern . . .

Als Kinder verstanden wir uns allerdings ausgezeichnet. Unsere Lage unterschied sich so wenig, unsere Verhältnisse brachten uns einander so nahe! Mir starben die Eltern, als ich noch in der Wiege lag — ihr blieb nur die Mutter, krank, seit ich mich zu erinnern vermag, und unfähig, sich mit der einzigen Tochter zu beschäftigen, umsoweniger also mit dem um einige Jahre älteren Neffen. Unser großer Palast in Boratycze war so öde, so traurig, so voll von Erinnerungen und Schrecken und ich der Gnade von Hofmeistern, Gouvernanten und Dienern überlassen, fern von meinem Onkel und Vormund, einem alten Junggesellen, der nur von Zeit zu Zeit auf Besuch kam! Ich war so arm und verlassen! Tante Angelica nahm mich daher mit einer ganzen Schar von Lehrern und Dienern zu sich. Der linke Flügel des Schlosses in S. wurde schlecht und recht zu unserem ausschließlichen Gebrauche eingerichtet, und die Reihe der geräumigen Zimmer mit den schlechtschließenden Thüren und rauchenden Kaminen, eine Stätte langweiliger Menschen und der noch langweiligeren Mathematik, blieb für immer in meiner Erinnerung. Dort schlief, speiste, lernte ich, dort vegetierte ich. Im rechten Schlossflügel lebte ich.

Die mäßig großen Zimmer desselben waren mit Rococomöbeln und unzähligen Nippes und Porzellangegenständen aus den Zeiten der Sachsenkönige ausgefüllt. Am weitesten entfernt lag das stets dunkle Zimmer der Tante, dem wir Kinder uns nur selten nähern durften, und in dessen Umkreis alles verstummte und nur auf den Fußspitzen zu gehen wagte. Eine in die Tapeten eingelassene Thür führte in den Garten, sie war nicht so prächtig und groß wie jene aus dem prunkvollen Salon auf die Terrasse, sondern klein und hatte zahlreiche farbige Scheiben. Das aber war uns Kindern gerade recht. Tante Angelica schlummerte über Tennyson in der Ecke, der Franzose hatte sich wie gewöhnlich zum Verwalter auf ein Spielchen Karten oder Billard geschlichen, und ich spielte mit Wanda hinter den Mahagonikasten und

japanischen Paravants Verstecken, wenn wir uns nicht leise in den Garten stahlen.

Heute scheint er mir nicht mehr so geräumig, es war ja nur ein Garten wie alle in Podolien. Der meine in Boratycze ist doppelt so groß. Aber dazumal! Wanda und ich sahen ihn für einen amerikanischen Urwald an. Der Bach, der ihn vom Nachbarwalde trennte, war für uns eine ultima Thule, bis zu der wir selbst auf unseren kühnsten Expeditionen nicht vorzudringen wagten, und trotzdem der Park nur einige Hasen und Rehe beherbergte, bevölkerte ihn unsere Phantasie mit Bären und anderen wilden Bestien. Wäre aus dem Dickicht ein rothhäutiger Häuptling, einer unserer guten Bekannten aus Cooper oder Mayne-Reid, auf uns losgesprungen, die Federn auf dem Kopfe schüttelnd und den Tomahawk schwingend, so wären wir wohl erschrocken, hätten uns aber nicht im geringsten gewundert.

Einmal haschten wir einander zwischen den Sträuchen, auf den grasbewachsenen Wegen (zu Lebzeiten der Tante war der Park ganz vernachlässigt, erst später brachte ihn Wanda in Ordnung), als wir uns verirrt glaubten. In Wirklichkeit sah man durch die Bäume die Sonne im Teiche glitzern, und gleich hinter demselben stand das Schloss, aber es war so angenehm, sich zu fürchten und sich die Gefühle zu vergegenwärtigen, die einen Verirrten an den Ufern des Rio Grande oder am Fuße der Rocky-Mountains erfüllen mögen. Neben einer riesigen Kastanie schmiegten wir uns aneinander und standen so eine Weile zitternd, mit weit geöffneten Augen, als sähen wir einem unbekannten Ereignis entgegen.

„Höre, Jan, und wenn wir keine Häuser finden?" fragte Wanda, indem sie mir in die Augen blickte und sich an mich lehnte.

„Dann bauen wir uns eine Hütte und leben wie Robinson und Freitag," entgegnete ich nach einer Weile Nachdenkens. „Ich gehe auf die Jagd, bringe Wild, tödte Bären, und Du sammelst unterdes Erdbeeren. Dann kommen die Wilden . . ."

„Ach nein, Jan, ich habe Furcht!"

„Ängstige Dich nicht, ich vertreibe sie schon! Wir werden uns vertheidigen; die einen tödte ich, die anderen nehme ich gefangen."

„Aber sie können Dir etwas anthun, Dich verwunden!" Sie zitterte wirklich — in ihre Augen traten Thränen.

„Und wenn auch! Den Capitän Harry haben die Comanchen auch verwundet."

Sie schlang ihre Händchen um meinen Hals und begann regelrecht zu weinen.

„Nein, nein, ich will nicht, dass sie Dich verwunden! Es würde Dich schmerzen! Lieber sollen sie mich verletzen!"

„Dich? Du bist doch ein Mädchen, das sich nicht in den Kampf mengen kann."

„Dann mische Dich auch nicht hinein, und lass Dich nicht verwunden!"

„Dafür bin ich doch ein Mann!"

Wir spielten nicht Komödie und waren von unserer Rolle immer mehr durchdrungen. Wanda schluchzte laut, und ich hatte trotz meines

heroischen Animo nicht übel Lust, ihrem Beispiele zu folgen. Plötzlich ertönte gellendes Geschrei. Miss Thompson stürzte mit geröthetem Gesichte athemlos in unser Versteck.

„Wo seid Ihr denn? Unausstehliche Fratzen! Seit einer Viertelstunde suche ich Euch im ganzen Park. Graf August ist angekommen und will Euch sehen."

Das war unser Onkel und Vormund.

Auf dem Rückwege ließ uns die Engländerin ihren Ärger noch verspüren!

„Schande für ein wohlerzogenes Mädchen, mit einem jungen Menschen allein im Parke herumzulaufen und sich vor den Älteren zu verbergen!"

Wanda wurde roth wie eine Pfingstrose.

Als ich sie den nächsten Tag in den Garten rief, erklärte sie mit gesenkten Augen, sie gehe ohne Miss Thompson nicht, weil sich das nicht schicke. Und so fanden unsere amerikanischen Abenteuer ein Ende.

Wir machten nun mit der Engländerin unsere Spaziergänge, die uns — weil es Herbst war — in den Obstgarten führten. Miss war eine große Freundin von Obst und vertilgte solche Mengen desselben, dass mich bei dem Gedanken daran heute noch ein Magendrücken anwandelt. Zuerst sammelten wir für sie eine Pyramide von Äpfeln und Birnen, dann dachten wir an uns.

Als wir einmal Reineclauden vom Baume schüttelten, hatten wir es beide auf eine besonders große abgesehen; Wanda erhaschte sie zuerst.

„Mein, mein!" rief sie, neckisch lachend, und führte sie zum Munde. „Wenn Du schön bittest, so gebe ich sie Dir."

„Ich nehme sie mir selbst!" sagte ich und versuchte die Frucht mit dem Munde zu erobern. Dabei senkte sich ihre Hand, so dass sich unsere Gesichter berührten. Und schon, ich weiß nicht wie, näherten sich meine Lippen den ihrigen.

Sie wich erröthend hastig zurück und verbarg das Gesichtchen in ihren Händen.

„Thu das nicht," flüsterte sie, „das schickt sich nicht!"

Zum erstenmale verstand ich sie da nicht. Tag für Tag, morgens und abends küssten wir uns vor der Tante und den Gouvernanten — und niemand sagte: Das schickt sich nicht. Warum sollte es jetzt gerade unschicklich sein?

*

Bald darauf schieden sich unsere Wege. Ich wurde in ein Convict gegeben, Wanda kam nach dem Tode der Tante Angelica zu Verwandten. Wir schrieben einander lange, herzliche Briefe, d. h. Wanda schrieb sie regelmäßig, ich antwortete, wenn ich gerade Zeit und Lust hatte.

Als wir uns nach einigen Jahren bei der Großmama trafen, vermochte ich meine Cousine kaum zu erkennen — fast ein heiratsfähiges Mädchen. Ich, obzwar älter, nahm mich neben ihr ungeschickt aus — ein Schuljunge. Ich fühlte dies und stand schüchtern und verlegen da,

ohne zu wissen, was ich mit mir machen sollte. Sie aber sprang wie ehemals herbei und fiel mir um den Hals.

„Jan, mein einziges Vetterchen!"

Sie lachte und weinte. So lebhaft und empfänglich war sie eben geartet. Schon damals soll sie so wunderschön gewesen sein wie jetzt. So sagt man wenigstens, denn infolge meiner beispiellosen Kurzsichtigkeit konnte und kann ich das nicht beurtheilen. Übrigens hat mich das nie interessiert.

Die Begrüßung war sehr herzlich. Miss Thompson machte zwar ein langes Gesicht, was aber Wanda nicht mehr zu beachten schien.

„Komm in den Garten wie damals" — und sie nahm mich bei der Hand — „wie in S., als die Mama noch lebte . . ."

Wir giengen. Es war nicht der schattige, dichte Park mit lauschigen Plätzchen wie in S., sondern ein altmodischer französischer Garten mit niedrig gestutzten Baumreihen, offen und sonnig. Wir befanden uns aber wohl in demselben. Wanda lachte, lief, unterhielt mich und sich und wusste in einer Viertelstunde meine Schüchternheit derart zu verscheuchen, dass ich mit ihr wie mit einem Kameraden aus Kremsmünster verkehrte. Ich hatte das Gefühl, als sei ihr meine Gesellschaft erwünscht und gelegen, während dieselbe bisher — wie ich bestimmt wusste — niemand weder erwünscht noch gelegen war. Und als sie auf die Bemerkung der Engländerin, dass sie sich zuviel mit mir befasse, mit einer gewissen Entrüstung entgegnete: „Aber er ist ja mein Vetter!" fühlte ich, dass sie aufrichtig sprach, und dass sie in mir keinen Fremden sah. Dabei lag in ihrem Verhältnisse zu mir etwas Mütterliches, eine Fürsorglichkeit mir gegenüber, das Bestreben, mich in meinen eigenen und in fremden Augen zu heben, mir Selbstvertrauen und Muth, den ich so leicht verlor, einzuflößen und mich vor meinen gewöhnlichen gesellschaftlichen Verstößen zu bewahren. Auf Spazierritten wusste ich sie immer an meiner Seite, so oft mich meine philologische Reitkunst in Gefahr brachte; in Gesellschaft konnte ich auf ihren gewandten Witz rechnen, der mich vor den bösen Zungen meiner Cousins und jener Lächerlichkeit bewahrte, der ich infolge meiner Zerstreutheit, Ungeschicklichkeit oder Naivität so oft ausgesetzt war.

Seit dieser Zeit durfte ich hoffen, alljährlich während der Ferien einige Tage mit Wanda zu verbringen; es waren dies für mich die glücklichsten des ganzen Jahres. Auch ich sah in ihr meine Schwester, vor der ich keine Geheimnisse hatte, die sich für alles, was mich betraf, interessierte, in deren Herzen alle meine Gefühle und Eindrücke einen Wiederhall fanden. Der jungen Herrenwelt gegenüber scharf, sarkastisch, unbarmherzig, der Schrecken meiner Cousins, obwohl sich alle der Reihe nach in sie verliebten, hatte das Mädchen für mich stets das warme, strahlende, anhängliche Lächeln einer Schwester.

Als ich einst inmitten des Schuljahres (ich war damals, glaube ich, Septimaner) in meinem Herzen eine grenzenlose Liebe zum goldhaarigen, etwas sommersprossigen Lieschen entdeckte, der Nichte des Wirtes zum goldenen Hirschen in Kremsmünster, beeilte ich mich natürlich, Wanda ins Vertrauen zu ziehen. Sämmtliche älteren Schüler des Benedictiner-Convictes, die sich heimlich zur entlegenen, professorensicheren

Kneipe hinter der Stadt begaben, waren in dieses Lieschen verliebt. Ich beachtete sie erst, als mich meine Collegen mit ihr zu necken anfiengen und sie selbst den „polnischen Grafen" (ich hatte das größte Taschengeld) zu begünstigen begann. Damals las ich in meinem Herzen das große Wort „Liebe" und sprach zu mir: Diese oder keine. Da ich jedoch bei meinem Onkel einigermaßen abweichende Ansichten vermuthete, stellte sich mir mein Horoskop in den tragischen Formen der verschiedenen Arten dar, auf welche seit Anbeginn der Welt unglücklich Liebende im Tode die Vereinigung suchten, die ihnen im Leben versagt blieb.

Ich war fest überzeugt, in Wanda eine verständnis- und theilnahmsvolle Vertraute zu finden, als sie mich in noch größeres Erstaunen setzte als jenes erstemal. Ich war eben in meiner Erzählung auf dem lyrischen Culminationspunkt angelangt, ohne noch Zeit für die tragischen Horoskope gefunden zu haben (diese hätten das Benehmen meiner Cousine theilweise rechtfertigen können) — da sprang Wanda feuerroth, mit blitzenden Augen und aufeinander gepressten Lippen auf.

„Dummköpfe, Du und Dein Lieschen!" zischte sie zornig. „Hättest mit ihr in der Schenke bleiben sollen!" Und ohne jede Veranlassung lief sie weinend aus dem Zimmer.

Was dies zu bedeuten hatte, verstehe ich bis heute nicht.

Wir wurden später wieder gut miteinander, ohne dass ich je erfahren hätte, was uns damals auseinander brachte. Nur das eine verstand ich, dass es nicht geheuer sei, mein Herz vor ihr auszuschütten. Und ich sprach ihr nichts mehr von Lieschen, die übrigens im selben Jahre den Klostergärtner heiratete, noch vom schwarzen Mariele, die am Schanktisch und in meinem Herzen an deren Stelle trat.

Endlich absolvierte ich das Gymnasium, nahm Abschied von den guten Professoren, speciell vom Pater Willibald, der mir meine Vorliebe für Archäologie eingeimpft, und fand, nach Hause zurückgekehrt, Wanda nicht mehr vor. Sie war behufs letzter Ausbildung im Kloster. Wie enttäuscht ich war, fühle ich heute noch. Doch mit anderen Dingen beschäftigt, dachte ich nicht lange an sie. Es kam die Zeit der Universitätsstudien; der geniale Lipphardt bannte mich in seine archäologische Welt, und langsam vergaß ich die übrige. Kein Wunder, ich begann die Materialien für meine „Göttin Astarte" zu sammeln.

Es vergiengen mehrere Jahre, die ich meist im Auslande verbrachte. Meine kurzen Besuche in der Heimat führten mich mit Wanda nicht zusammen, ich erfuhr nicht einmal etwas von ihr. Aber mit meinem großen Erstlingswerke beschäftigt, dachte ich oft an sie. Wie gut verstände sie zuzuhören, wie zwanglos und gründlich ließe sich mit ihr über assyrische Abhandlungen und Aztekentrachten discutieren! Ich wollte ihr davon sogar schreiben; aber da der Brief zu umfangreich ausgefallen wäre, ließ ich es bleiben. Sie dürfte mir einigemale geschrieben haben, genau weiß ich mich nicht zu erinnern.

*

Von einer größeren Studienreise aus Kleinasien heimgekehrt, kam ich nach Krakau gerade zu Beginn der Faschingszeit, selbstverständlich ohne meine Absicht. Der Onkel, durch sein Podagra an den Lehnstuhl

gefesselt, langweilte sich und beschloss aus Langeweile, mich zu verheiraten. Kaum war die Begrüßung vorbei, als er mir klar zu machen suchte, ich müsse mehr au monde kommen, Routs und Bälle besuchen, ich wäre schon genug inmitten zerschlagener Scherben und alter Scharteken versauert und müsse aufhören, Sonderling, Mumie und Mammut zu sein, es sei Zeit, sich jung zu fühlen u. s. w.

Ich hatte nicht übel Lust umzukehren und mit den noch unausgepackten Koffern auf die Bahn zu flüchten. Aber ich war in traditionellem Respect vor der Familiengewalt aufgewachsen; dabei, offen gesagt, imponiert mir Entschiedenheit umsomehr bei anderen, je weniger sie in meinem Charakter liegt. Das Schicksal verwünschend, blieb ich also und anstatt archäologische Hefte und Notizen auszupacken und zu ordnen, gieng ich abends auf den Ball zu Morski.

Als schüchterner, ungeschickter, kurzsichtiger Jüngling einen Ball zu besuchen, ist fürwahr Unheils genug. Doch gezwungen hinzugehen und dabei fluchend des köstlichen Abends zu gedenken, den man daheim in Pantoffeln am Kamin beim Thee und der Göttin Astarte verbringen könnte, das ist noch viel ärger. Sich aber inmitten dieser Hochflut von Licht, Blumen, Parfums, Brillanten und Spitzen nicht in einen dunklen Winkel flüchten zu dürfen, Gegenstand der Aufmerksamkeit und Bemerkungen seitens des größeren Theiles der Gesellschaft, der auszeichnenden Höflichkeit von dieser Seite und sicherlich heimlicher Bosheit von jener Seite zu sein, das ist schon eine unerträgliche Qual. Was half's, sie musste überstanden werden. Eine halbe Stunde lang spielten Tanten, Cousinen und Freundinnen meiner seligen Mutter Fangball mit mir, vivisecierten meine äußeren und inneren Eigenschaften, wiederholten Debatten über Familienähnlichkeiten und ließen alle möglichen und unmöglichen Fragen und Bemerkungen über meine Reisen, Studien und Zukunftspläne fallen. Schließlich ergriff die unangenehmste Freundin meiner Großmutter, neugierig und geschwätzig wie eine taube Äbtissin, meine Hand und führte mich gleich einem Opfer in den Palmengarten, was eine längere Unterredung ahnen ließ, als uns ein glücklicher Zufall eine sich aus dem großen Salon ergießende Riesenwoge von Gästen entgegenwarf. Wir wurden getrennt, und ganz erhitzt, erschöpft, halb bewusstlos fand ich mich in einem Boudoir.

„Uf!“ stöhnte ich, die Stirn trocknend. „Ist das ein Schwitzbad!“

„Bist Du also dem Drachen entflohen?“ lachte jemand hinter mir.

Ich wandte mich um und erkannte meinen Cousin Gusti.

„Gib acht, sonst fängt er Dich wieder ein!“ fuhr er, mir die Hand drückend, fort. „Seit einer Stunde sprechen alle Mamas und Tanten von Dir; bist ja die beste Partie; gegen zehn Heiraten werden für Dich zugeschnitten. Nur der Drache, vulgo Tante Äbtissin, war uneigennützig. Bist Du der Prinzessin Mathilde vorgestellt?“

„Kann sein, weiß nicht.“

„Was heißt denn das wieder: Weiß nicht? Was wirst Du denn wissen? Die Geschichte ist ja doch für Dich durch Onkel August und Fürst und Fürstin Heinrich eingefädelt, höchstens dass . . . aber das hängt schon

von Dir ab. Du hast die Prinzessin sehen müssen ... Silbergaze mit Vergissmeinnicht. Weißt Du?"

„Nein ... kann mich nicht erinnern."

„Red' mit ihm! Ich wette, dass man Dich vorgestellt hat; Du hast dabei sicher an Deine Folianten gedacht. Und hast Du Cousinechen Wanda gesehen?"

„Ist sie hier?"

„Ob sie hier ist? Seit einer Stunde bist Du auf dem Ball, dessen Königin sie ist, und fragst noch. O simplicitas — vielmehr o Archäologie! Kaum angekommen, fragte sie nach Dir. Und Du ..."

„Wo ist sie?"

Gusti steckte sein Pince-nez auf, hob die Portière und spähte in den Saal hinaus.

„Hier ist sie nicht," ließ er sich langsam vernehmen, und einige Schritte vortretend, warf er einen Blick in den Nebensalon. Nach einer Weile war er bei mir.

„Sie befindet sich im Wintergarten. Geh sie begrüßen — falls es nicht den Absichten der Fürstin Heinrich hinderlich ist!" fügte er lachend hinzu.

Am Ende der mit Palmen, blühenden Camelien und betäubendem Hyacinthenduft erfüllten Glasgallerie stand ein junges Weib ganz in Weiß, ein Brillantendiadem im Haar. Einige Herren umgaben sie, doch schien sie nicht darauf zu achten; ihre Blicke waren auf ein Bouquet italienischer Veilchen gerichtet, die sie mit ihrem Fächerstiel zerzupfte.

„Hier bringe ich meiner Cousine einen Verschollenen," sagte Gusti eintretend. „Denk Dir nur, Jan wusste gar nicht, dass Du hier bist!"

Das junge Weib erbebte, und die Veilchen fielen auf das Parket.

„Wie schade," meinte einer der Herren, sich leicht über ihre Hand beugend, „Fräulein haben den Fächer zerbrochen!"

„Wirklich," rief Gusti, sich vordrängend, „der schöne Fächer! Siehst Du, Jan, was Du angestellt hast!

„Ich?" stotterte ich in der größten Verlegenheit. „Wieso denn ich?"

Aber Wanda hatte schon ihren Arm in den meinen gelegt. „Wie geht es Dir, Jan? Promenieren wir ein wenig! Du wirst mir doch etwas von Dir erzählen?"

Anfangs konnte ich mich dazu nicht entschließen. War das wirklich jene Wanda, mit welcher ich Robinson spielte, und der ich meine Convictserlebnisse erzählte? Diese königliche Schönheit, vor welcher alle Gruppen schleunig auseinander traten, und welcher ein Flüstern der Bewunderung folgte?

Ja, es war Wanda. Berückend und majestätisch von Erscheinung, war sie ruhig und gut wie früher. Ein Moment genügte, um mich davon zu überzeugen. Wir saßen auf einem niedrigen, von Orangenbäumchen umgebenen Divan; sie lauschte mit dem gewohnten milden, aufmunternden Lächeln, während ich ihr über die Göttin Astarte und deren Bedeutung für die vergleichende Mythologie sprach.

Man unterbrach uns recht häufig; wir achteten nicht darauf. Einigemale hörte ich Erinnerungen und Mahnungen wegen verschiedener

Touren, wobei sich wohlfrisierte Köpfe mit symmetrischer Scheitelung über uns neigten, und stets erfolgte von unserem Sofa dieselbe gleich höfliche und kühle Antwort: „Seien Sie nicht böse, aber ich bin müde und tanze überhaupt nicht mehr!"

Die Nacht verflog mir wie ein Traum. Es hörte mir aber auch niemand mit solchem Verständnis wie Wanda zu, wenn ich über phönizische Archäologie sprach. Als sich endlich alles zum Aufbruche rüstete, erhob sich Wanda, drückte mir die Hand, flüsterte: „Auf morgen, nicht wahr?" und schwebte durch die Salons. Ich blieb zurück, wie gewöhnlich etwas verwirrt, und überlegte, was ich mit mir anfangen sollte. Da klopfte mir jemand auf die Schulter; ich sah mich um: natürlich Gusti.

„Gratuliere, gratuliere!" lachte er. „Aber kaufe ihr wenigstens den Fächer ab!"

„Was soll das heißen? Lass mich doch in Ruhe mit dem Fächer!"

„Nun, Du bist ja doch im Zeichen der Scherben geboren. Aber Fürstin Heinrich wird sich krank ärgern, so viel steht fest."

Den nächsten Tag gieng ich meinem Versprechen gemäß zu Wanda. Übrigens zog es mich auch hin. Ich sehnte mich, ihr die interessantesten Objecte, die ich aus Pamphylien und Phönizien mitgebracht, zu zeigen und mich bezüglich einer gemeinsamen Lectüre der „Astarte" zu besprechen. Drei Bände waren damals schon fertiggestellt.

Meine Cousine bewohnte ein kleines, mit ausgesuchtester Eleganz eingerichtetes Palais. Später erfuhr ich, dass sie in vermögensrechtlicher Beziehung unter den Damen dasselbe war, was ich unter den Herren, ja ihre Wagschale überwog die meine mehrfach, obwohl die Güter von Boratycze eine Million repräsentierten. Die Großmutter hatte ihr alles hinterlassen. Aber das schien ihr ebenso gleichgiltig zu sein wie mir, der ich leer ausgegangen war. Innerhalb des prächtigen Rahmens selbst prächtiger und schöner, war sie doch die alte herzensgute Wanda. Bei meinem Eintritte erhob sie sich und streckte mir beide Hände entgegen.

„Gut, dass Du gekommen bist, lieber Vetter!" rief sie. „In dem gestrigen Lärm und Gedränge war mir das Wiedersehen nach vielen, langen Jahren so peinlich!"

Jetzt störte uns niemand. Miss Thompson ruhte im Grabe, dank einer übergroßen Menge auf einmal vertilgter Pfirsiche. Ihre Nachfolgerin, eine alte bankerotte Gräfin, fasste ihre Rolle vollkommen passiv auf und strickte stumm ihr Netz, während wir zwanglos plauderten.

Obwohl ich die Universität längst hinter mir hatte und kein grüner Junge mehr war, so bedeutete dieser Fasching doch meinen ersten Schritt in die große Welt, vor der ich mich bisher hatte flüchten können. Ich musste Besuche machen, ins Theater und auf Bälle gehen, obwohl mich jenes langweilte und diese mir unausstehlich waren. Mein einziger Trost dabei war der Gedanke, hier oder dort Wanda zu treffen und im Gespräche mit ihr die Vorgänge auf der Bühne oder im Ballsaale zu vergessen.

Ich sagte ihr das einmal. Wir saßen in der Dämmerstunde in ihrem kleinen Boudoir. Die Gräfin war zur Vesper gegangen. Die

Lichter waren noch nicht gereicht worden, nur hinter dem großen Salon sah man die Lampe im Speisezimmer, wo eben der Tisch gedeckt wurde. Sie schwieg eine Weile.

„Ich bin Dir also doch zu etwas nothwendig?“ flüsterte sie endlich. „Ich dachte anders. So lange gabst Du kein Lebenszeichen, antwortetest nicht auf meine Briefe ... durch so viele Jahre! Ich glaubte, Du hättest mich ganz vergessen.“

Ich wollte mich rechtfertigen, doch sie unterbrach mich, die Hand auf meine Schulter legend.

„Lass das, Jan! Dir Vorwürfe zu machen, hatte ich gewiss nicht im Sinne. Weiß ich doch, wie beschäftigt Du warst, wie kostbar Deine Zeit ist. Und was konnte Dir schließlich ein brieflicher Verkehr mit mir, die ich so wenig verstehe, Anregendes bieten?“

„Aber im Gegentheil! Ich hatte ja die Absicht, Dir zu schreiben, und weil ich mir immer einen recht langen Brief vornahm, kam er nie zustande. Ich verschob die Sache von Tag zu Tag, und so wurde nichts daraus.“

Sie machte eine Bewegung.

„Wirklich,“ rief sie, „im Ernst?“

„Gewiss; ich wollte Dir den ganzen Plan meiner ‚Astarte‘ mittheilen.“

„A — so!“

„Du glaubst gar nicht, wie befähigt Du für die Archäologie bist, wie Du sie verstehst, wie Du sie durchdringst! Unter Fachleuten habe ich nicht Deinesgleichen gefunden. Und woher hast Du das?“

„Du bist eben ein guter Lehrer, Jan!“ erwiderte sie leise lachend. „Übrigens,“ fuhr sie ernster fort, „weißt Du nicht, wenn wir jemand ... wenn uns jemand näher steht, dass uns dann nicht gleichgiltig bleibt, was ihm lieb und theuer ist. Und was gäbe es auf der ganzen Welt, was Dir theurer und schöner wäre als Deine Archäologie?“

„Wohl nichts!“ rief ich überzeugungsvoll.

Das Gespräch stockte. Nach einer Pause gieng Wanda zu einem anderen Thema über. Die Dankbarkeit gegen meine Cousine lastete jedoch zu sehr auf mir, um den unterbrochenen Faden nicht wieder aufzunehmen.

„Weißt Du, Wanda, dass mich unser Verhältnis geradezu erschreckt?“

Ein Lichtstreifen floss über den Parketboden aus dem Speisezimmer durch den dunklen Salon ins Boudoir und warf einen blassen Schein auf Wandas Fauteuil. Mit einer an ihr ungewöhnlich hastigen, nervösen Bewegung rückte sie zur Seite; dann erst antwortete sie:

„Warum?“

„Weil ... Du zu viel Raum in meinen Gedanken, Gefühlen, in meinem ganzen Wesen einnimmst. Du bist mir zum Leben nothwendig geworden, und ich kann mir nicht vorstellen, wie ich ohne Dich bestehen, leben, arbeiten sollte.“

„Und es ist doch so viele Jahre gegangen.“

„Weil ich Dich nicht gesehen habe, wenigstens nicht so wie Du heute bist. Aber jetzt ... nein, glaube mir, Angst ergreift mich beim

Gedanken, dass sich unser Verhältnis früher oder später ändert, dass ich Dich verliere!"

„Weshalb sollte sich unser Verhältnis ändern?" flüsterte sie.

„Weshalb? Aus einem sehr einfachen Grunde. Gestern noch erzählte mir Gusti von einem halben Dutzend Bewerber um Deine Hand und gab mir auch zu verstehen, dass Du schon die Wahl getroffen. Den Betreffenden soll ich sogar sehr gut kennen, obwohl ich, offen gesagt, diesbezüglich keine Ahnung habe. Nennst Du mir ihn vielleicht?"

Wanda schwieg, dann antwortete sie mit gedrückter Stimme, als fehlte ihr der Athem:

„Gusti hat sich wieder einen schlechten Scherz erlaubt. Du hättest das nicht ernst nehmen sollen."

„Mir schien es auch so. Ich freue mich jetzt, Dich gefragt und die Wahrheit erfahren zu haben, denn jetzt ist mir ein Stein vom Herzen gefallen. Aber was nicht ist, kann werden. Du wirst heiraten, und ich . . ."

„Aber ich habe ja gar nicht die Absicht . . ."

„Du kannst aber trotzdem heiraten, und wem soll ich dann meine archäologischen Arbeiten vorlesen, wer wird sie anhören wollen so wie Du?"

Sie hatte sich mir langsam genähert. Wie vor Jahren, wenn ich ihr meine Convictsleiden klagte, stützte sie eine Hand auf meine Stuhllehne, während sie mir mit der anderen die Haare aus der Stirn strich.

„Beruhige Dich, Jan," sagte sie bedächtig, „ich verheirate mich nicht! Ich bleibe Dir eine gute Schwester, stets bereit, Deinen Kummer zu stillen, Dich zu ermuntern und . . . die Geschichte der Göttin Astarte zu vernehmen."

Der Diener trug Armleuchter in den Salon und die Lampe ins Boudoir. Ich erhob mich und nahm ein offenes Heft, das auf einem Stoße anderer lag.

„Wir stehen beim vierundachtzigsten Capitel," sagte ich, in den beschriebenen Bogen blätternd.

„Nein, lassen wir das für den Abend!" meinte sie leise, indem sie in einem dunklen Winkel des Salons, durch einen Wandschirm halb verdeckt, platznahm. „Wir gehen gleich zu Tisch und müssten unterbrechen. Lies mir lieber etwas aus Słowacki vor! Er liegt dort neben Dir, bei Deinen Manuscripten."

Ich gestehe, kein Freund der Poesie zu sein, welche uns die Zeit raubt, die man nützlicher verwenden könnte. Man denke nur: wenn Słowacki seine Begabung und Arbeitskraft der Archäologie gewidmet hätte! Dem Vaterlande wäre weit größere Freude, der Wissenschaft weit größerer Nutzen geworden! Aber wer so viel Gefühl und Verständnis für vergleichende Mythologie besitzt wie Wanda, dem kann man eine Schwäche für Słowacki schon vergeben.

Mit einem unterdrückten Seufzer schob ich also mein Manuscript beiseite und schlug das elegant gebundene Büchlein gerade bei „Anhelli" [1]) auf.

[1]) Eine in biblischem Stile gehaltene allegorische Dichtung Słowackis aus dem Jahre 1837. Der Übers.

Die Gräfin kam nicht — wir waren allein. Alles still und leer im Hause, nur selten drang von außen der Straßenlärm zu uns, fernes Wagengeräusch, ein Lied heimkehrender Arbeiter und das gedehnte Wimmern des Herbstwindes, der sich in den nahen Bäumen fieng. Wanda saß unbeweglich, das Gesicht in den Händen verbergend.

Da gelangte ich in der Lectüre zu der Stelle, wo Ellenai von Anhelli und dem Leben Abschied nimmt.

„Ihre großen thränenvollen Augen auf Anhelli richtend, sagte Ellenai: Ich habe Dich lieb gewonnen, Bruder, und verlasse Dich! Und nachdem sie den Ort bezeichnet, wo er sie begraben sollte, unter der Fichte in einsamer Waldschlucht, sagte sie: Was wird aus mir im Tode? Ein Wesen möchte ich werden, das bei Dir leben könnte, eine Spinne wenigstens, treue Gefährtin des Gefangenen, die sich auf goldigem Sonnenstrahl herniederläſst, um aus seiner Hand zu essen. Ich hange an Dir wie eine Schwester, wie Deine Mutter, ja noch mehr . . .“

Hier muſste ich innehalten. Aus der Ecke hinter dem Wandschirm, wo Wanda saß, drang unterdrücktes Schluchzen, sich verzweifelt aus Brust und Lippen ringend.

Ich lief zu ihr und fand sie auf ihrem Sitze zusammengekauert, vorgebeugt und krampfhaft bebend, bemüht, mit ihrem Taschentuche das Schluchzen zu ersticken.

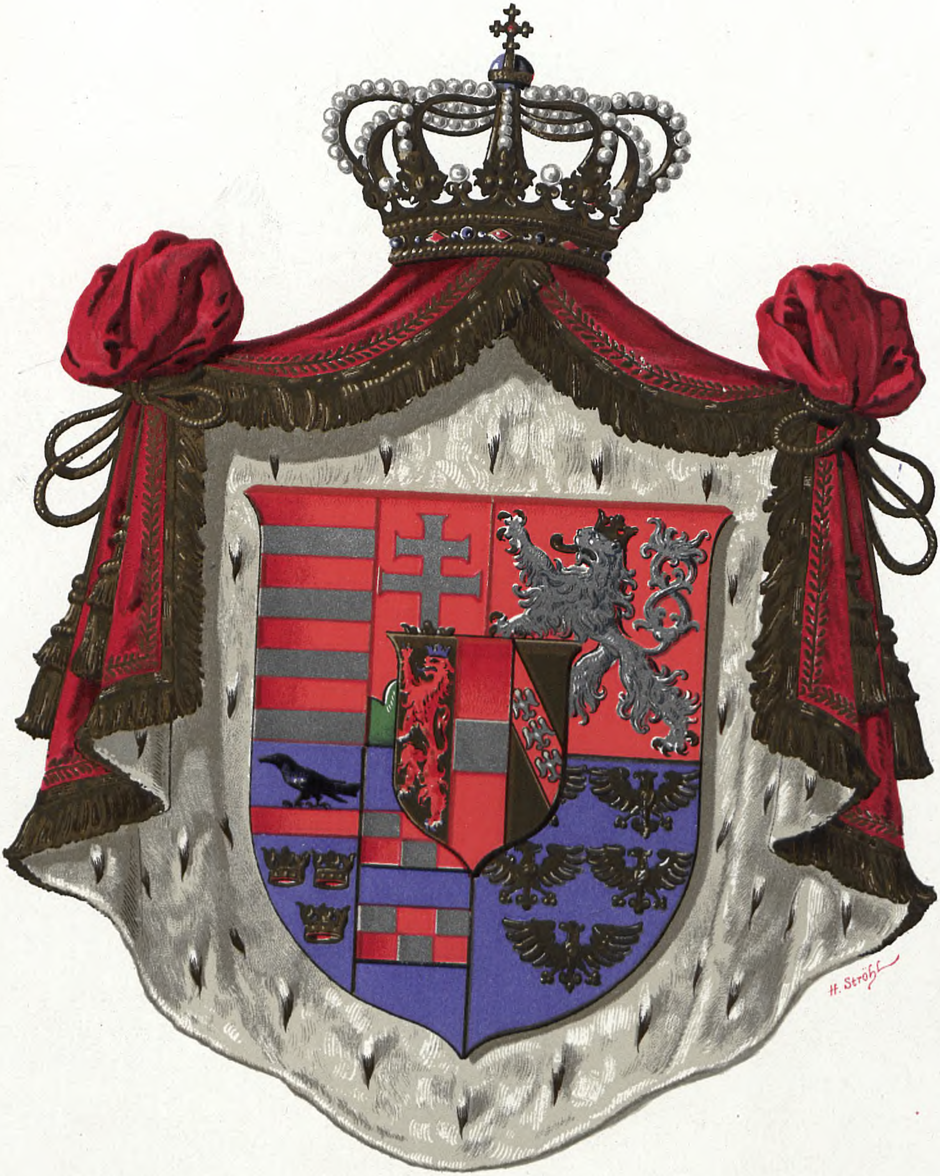
„Wanda,“ rief ich bestürzt, „was ist Dir?“

Eine Weile kämpfte sie mit sich, dann trocknete sie nervös die Augen und versuchte zu lächeln.

„Hat nichts zu sagen,“ stieß sie hervor, „Weibernerven. Achte nicht darauf! Lesen wir weiter!“

Aber ich nahm mir fest vor, ihr nicht mehr aus Słowacki vorzulesen. (Schluſs folgt.)

Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.


H. Ströhl